Bahr

Von der Schicksals - zur Lebensgemeinschaft: Deutschland, Öesterreich und Ungarn



Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft

Deutschland, Österreich und Ungarn

Von

Dr. Richard Bahr



1917

Reichsverlag Hermann Kalkoff / Berlin W 35



Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft

Deutschland, Oesterreich und Ungarn

Von

Dr. Richard Bahr



1917

Reichsverlag Hermann Kalkoff, Berlin W 35

I.

Die Ungarn und wir.

Es gibt Leute, die von politischen Festen, von Feiern der Völkerverbrüderung nicht viel halten. Wenn man erst wieder heimgekehrt sei, sagen sie, sei alles doch wieder wie zuvor. Verklungen der Kommersgesang, verhallt der Schwung rauschender Perioden, in denen man einander ewige Treue schwur. Eines Tages würden doch noch, die einst bei üppigen und ermüdenden Gastereien sich Freund und Bruder hießen, Feinde auf Leben und Tod. Ich habe immer die Empfindung gehabt, als ob man da unsere eigenen Erfahrungen etwas zu rasch verallgemeinere. Gewiß, wir haben entschieden Pech gehabt mit unseren Besuchsfahrten, mit dem Austausch von Liebenswürdigkeiten und Geschenken von Land zu Land. Aber bei Franzosen, Engländern und Russen hat dieselbe Methode doch zu ganz ansehnlichen Erfolgen geführt. Und also wird am Ende der Schluß verstattet sein, daß wir's bisher nicht ganz richtig anfingen, vielleicht auch nicht immer vor die rechte Schmiede gingen.

In den Pfingsttagen des vorigen Jahres hatten zum ersten Mal in Ofen-Pest Politiker aus dem Reich, aus Ungarn und Deutschösterreich sich ein Stelldichein gegeben. Die Gäste aus Wien und Berlin wollten dabei sein, da man die Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung aus der Taufe hob, und vielen, den Einheimischen wie den Fremden, ist dabei erst der Sinn dieser neuen Organisationen aufgegangen. Die waren bislang doch immer ein etwas schemenhaftes Gebilde gewesen. Wie das zumeist mit den Gedanken geht, die sozusagen in der Luft liegen. Die steigen raketengleich auf und fallen als zündende Funken in aller Herzen. Wenn man aber nach ihnen hascht, findet man in der Regel, daß sie bereits verglommen. Abseits von aller Politik, so hieß es in den ersten Werberufen, wollten die Waffenbrüderlichen Vereinigungen ausschließlich der „kulturellen Annäherung" dienen. Das roch arg nach diplomatischer Behutsamkeit, und es roch daneben — man wird einem, der selber begeistert in dieser Arbeit steht, das Wort nicht verübeln — ein wenig auch nach Dilettantismus. Denn wie war beispielsweise

eine „kulturelle Annäherung“ möglich zwischen Reichsdeutschen und Deutschösterreichern, die doch nur Teile desselben, lediglich staatlich getrennten Volkes sind? Während der Ofen-Pester Feste haben die allgemein gehaltenen Programmsätze Inhalt gewonnen, sind die eigentlichen Probleme uns nahegerückt, und nun, da dem ersten Besuch hüben und drüben noch mancher andere gefolgt ist, spüren wir erst, wo in Zukunft die Arbeit einzusetzen haben wird. Denn mit dem Austausch von Ferienkindern und der Uebersetzung ungarischer Belletristik, die, soweit sie literarisch wertvoll war, auch so übersetzt wurde, schlingt man noch kein unzerreißbares Band von Volk zu Volk. Nicht einmal, wennschon dies wesentlich bedeutsamer ist, mit einer Ausgleichung des Rechts und mancher von seinen Institutionen.

* * *

Es ist vielleicht ein Verdienst der Ungarn, uns auf diese Probleme gestoßen zu haben. Der Ungarn und ihrer zuweilen gar nicht mehr festlichen, zum mindesten nicht mehr recht brüderlichen Beredsamkeit. Das ist nicht etwa so zu verstehen, als ob mit den feierlichen Veranstaltungen gekargt worden wäre. Die ungarische Gastfreundschaft hat sprüchwörtlichen Ruhm, und sie hatte ihn auch an diesen Kriegspfingsten bewährt, da wir doch alle, ein wenig bang im Herzen, nach dem Kanonendonner im Osten hinhorchten. Drei Tage reihte sich, ohne die Gäste zu überladen oder zu ermüden, Fest an Fest. Die alten Adelshäuser öffneten sich uns mit ihrer Fülle erlesener Kostbarkeiten, wie sie nur der verfeinerte Geschmack und der Sammeleifer von Generationen aufspeichern konnten; wir weilten in Klubs, die, was wir in Deutschland nie erreichten, wirklich häusliches Behagen verbreiten; wir fuhren im gleißenden Sonnenglanz donauaufwärts nach der Margaretheninsel und erlebten, wie Graf Albert Apponyi, den die Ungarn für ihren besten Sprecher halten und der nach der formalen und technischen Seite ganz sicher zu den größten Rednern aller Zeiten gehört, die Seele des ungarischen Volkes uns auszudeuten unternahm. Und am letzten Abend vor der Abfahrt waren wir im Parkklub, den die ungarische Gentry sich draußen im Stadtwäldchen für ihre Sommerlust geschaffen hat, Gäste des Grafen Julius Andrassy, und am Flügel saß der einarmige Graf Zichy und spielte uns die „Wacht am Rhein“ und das „Heil dir, im Siegerkranz“, spielte Wagner und preußische Militärmärsche. Dann aber öffneten sich in dem rückwärts gelegenen Saal die Flügeltüren, und hinein fluteten die Frauen und Töchter der Männer, die diesen Staat regieren und ihn doch wohl auch beherrschen; die seit Jahrhunderten in Preßburg, Pest und Wien Geschichte gemacht haben: das gesellschaftliche Bild, das man von diesem Abend mit hinwegnahm, gehörte zu den Eindrücken im Leben, die nie ganz verblassen.

Und trotzdem zog sich durch alle die festlichen Veranstaltungen immer ein ernster Grundton, und ob man die führenden Köpfe des heutigen Ungarns, die Andrassy, Apponyi, Berzeviczy, Szterényi und so fort beim Festakt im Stadthaus und beim feierlichen Mahle öffentlich reden hörte, ob sie beim Nachtischgespräch, bei Kaffee und Zigarren sich uns erschlossen (soweit so kluge und rechnende Politiker sich einem Fremden erschließen) — immer hatte man das Empfinden: pro patria est, dum ludere videntur. Das ist überhaupt etwas, was wir Deutschen den Ungarn nicht nachmachen können. Wir haben — weder im Reich noch in Oesterreich — diesen Typ des Politikers, der im großen Durchschnitt doch wohl nur in der Zucht von Generationen erwächst und mit seinen schier ästhetischen Reizen auch da wirkt, wo man zu den Anschauungen und Auffassungen des zufälligen Mannes, des einzelnen Vertreters des Typus, sich im ausgesprochenen Gegensatz fühlt. Vielleicht ist es richtig, daß man, um mit Nutzen und im großen Stil Politik zu treiben, sich auf einen gesicherten Besitz und alles das, was man zusammenfassend „Erbweisheit" nennt, stützen können muß. Und sicher erzieht insbesondere der Ständestaat zur Politik und zur Uebung in allen diplomatischen Künsten, zumal wenn die Herrenkaste sich der Eingriffe von draußen zu erwehren hatte. Aber die Ungarn sind in der Beziehung nie engherzig gewesen. Sie haben in ihre herrschende Schicht bereitwillig aufgenommen, wer durch Talent, Leistungen und — durch gut magyarische Gesinnung sich empfahl. Ein leuchtendes Beispiel ist Josef Szterényi, der in Siebenbürgen als Journalist anfing und noch in jungen Jahren Seiner k. u. k. Apostolischen Majestät Wirklicher Geheimer Rat und im großen Koalitionsministerium unter Kossuth als Staatssekretär der eigentliche Leiter der ungarischen Handelspolitik ward. Der die ungarische Hausindustrie organisiert und auf den Weltmarkt hinaufgeführt und die Gewerbegesetzgebung seines Landes in zehn Bänden grundlegend kodifiziert hat. Auch der Honvedminister Baron Hazai hat nicht immer so geheißen und hat seine glänzende Laufbahn, wie man sich erzählt, als einfacher Soldat begonnen. Diese Ungarn haben doch noch eines vor uns voraus: das ist die wunderbare Geschlossenheit ihres politischen Sinnes. Gewiß, auch sie zerfallen in Parteien, in die konstitutionelle und in die jetzt regierende, sogenannte Partei der nationalen Arbeit, die im Grunde beide 1867er, also Anhänger des in jenem Schicksalsjahre gefundenen Ausgleichs sind, in die Unabhängigkeitspartei der 48er, die sich ebenfalls mehrfach gegabelt haben, und daneben noch in Klerikale und Sozialisten. Aber in dem einen Stück ziehen sie alle an dem nämlichen Strang: sie wollen, mit kleineren oder größeren Abwandlungen, ihren eigenen Staat, den bis zur Härte straffen, zentralisierten magyarischen Nationalstaat, obschon oder vielleicht auch weil sie in ihm nur eine kleine Mehrheit darstellen.

Wollen diesen magyarischen Staat mit einer Zähigkeit, einem Feuereifer, einer alle Hemmnisse niederringenden Energie, die, wenn sie einem unfreundlich begegnet, man nationalen Chauvinismus heißt und dabei doch unwillkürlich bewundert. Als Deutscher nicht ganz ohne Neid bewundert. Graf Albert Apponyi sagte in seiner Tischrede auf der Margaretheninsel: „Infolge der Schicksalsschläge der tausendjährigen Vergangenheit ist die ungarische Volksseele hart, stahlhart und härter als Stahl geworden.“ Das war ein sehr freimütiges Bekenntnis; die Randvölker des ungarischen Staates haben diese Stahlhärte oft genug an sich erfahren. Aber nur durch die Einmütigkeit des politischen Wollens, durch diese Sicherheit, die manchmal recht ungebändigte, des nationalen Instinkts, haben die Magyaren in einem halben Jahrhundert aus drei kümmerlichen Provinznestern eine der schönsten Hauptstädte Europas aufzubauen vermocht, die sich der unvergleichlichen Gunst der Lage durch Kunstbauten und Denkmäler von erheblichem Rang würdig zu zeigen gewußt hat. Und nur so haben sie, in nicht viel längerer Frist, aus einem Volk, das nur aus Adel und Bauern bestand, eine Vollnation schaffen können, in der nun auch das dritte Element, die Vertreter des städtischen Gewerbfleißes, nicht mehr fehlt. Die waren ehedem Fremde, hospites, d. h. Deutsche und Juden, gewesen. Aber in dem eigentlichen Kernstück von Ungarn ist die magyarische Welle längst über sie hinweggeflutet. Und so stark war ihre Wucht, daß sie — auch ohne gewaltsame Bekehrungsmittel — die mit fortriß, von denen man größere Widerstandskraft hätte erwarten sollen. So sind die Söhne von Urdeutschen, die als Beamte und Offiziere aus der westlichen Reichshälfte nach Ungarn versetzt wurden, die Abkömmlinge alter deutscher Fürstengeschlechter, zu Vollblutmagyaren geworden. Wie denn überhaupt die Nachfahren Arpads selten sein dürften unter den Ungarn von heute . . . .

* * *

Die Ungarn behaupten, daß sie von uns verkannt würden. Sie erklären — und darin werden sie im allgemeinen recht haben —, daß unsere Vorstellungen von ihrem Lande sich in ein paar Schlagworten erschöpfen: Pußta, Zigeunermusik, wenns hoch kommt: die Erinnerungen an einst genossene Ofen-Pester nächtliche Vergnüglichkeiten, die, nebenbei, unter der Wucht des dreijährigen Krieges mittlerweile stark abblaßten. Und ferner versichern sie, man hätte sie bislang bei uns zu sehr durch die Wiener Brille oder, wie Franz Herczeg das einmal in einem Journalaufsatz ausdrückte, durch die von „deutsch-ungarischen Kirchturmspolitikern“ gesehen. Selber sollten wir kommen und selbst urteilen. Das war der ernste Grundton, von dem ich sagte, daß er durch alle Reden und Gespräche klang. Der ernste und mitunter nicht mehr ganz waffenbrüderliche Grundton. Denn durch ihn schrillte leise zu-

meist, aber mitunter doch auch ganz unverdeckt der Gegensatz zu Oesterreich und zum österreichischen Deutschtum. Der Gegensatz ist am letzten Ende so alt wie die Verknüpfung Ungarns mit dem Habsburger Reich. Er bedeutet nicht — und soll auch gar nicht bedeuten —, daß man in Ungarn an die Lösung des bald halbtausendjährigen Bandes denkt. Dazu sind die Ungarn viel zu kluge, auch in auswärtigen Geschäften viel zu erfahrene Politiker. Sie wissen nur zu gut — und wenn sie's nicht wußten, hätten sie's in diesen drei Jahren genugsam erkennen müssen —, daß das Leben der Kleinstaaten in unseren Zeitläuften ein Dornenweg ist, und sie möchten Großstaat bleiben und Großmachtpolitik treiben können. Zudem ist die Stellung der Monarchie in dem Lande so stark, die Anhänglichkeit an die Dynastie so lebhaft wie nur je zuvor. Aber die Ungarn fürchten eine Benachteiligung ihrer wirtschaftlichen Interessen durch die andere Reichshälfte, von der sie meinen, daß sie sie auf dem Standort des Agrarstaates festhalten wolle, und zum andern haben sie das Bedürfnis, alte Rechnungen, die im Grunde längst beglichen sind, nachmals durchzublättern. Zweimal im Laufe der letzten 150 Jahre sind die Ungarn von Oesterreich, vom deutschen Oesterreich, hart angefaßt worden. Josef II., der Reformkaiser, hatte auch in das Land jenseits der Leitha einen frischen Luftzug hineingeleitet. Er hatte die Leibeigenschaft aufgehoben, ein Toleranzedikt erlassen, den Zunftzwang beschränkt und die Vorrechte des Adels beseitigt. Aber als er die Komitatseinteilung vernichten und die deutsche Geschäftssprache den Magyaren aufzwingen wollte, war er gescheitert. Und sein Nachfolger hatte, um das Land zu beruhigen, eilends alles zurücknehmen müssen, das Nützliche und Heilsame mit dem Unnützen. Dann hatte noch einmal, nach der Revolution von 1848, Alexander Bach, von Felix Schwarzenberg angeregt und getrieben, den Versuch gemacht, die nationale Adelsverwaltung durch ein System der Zentralisation und Germanisation abzulösen. Auch hier war im einzelnen dem Lande manches Gute gebracht worden. Den früheren Hintersassen war ihr Recht geworden gegenüber den Grundherren; die ganze Verwaltung war ohne Frage moderner, korrekter, unparteiischer geworden. Aber das Verfahren war unpsychologisch gewesen; man zog die Zügel zu straff an und verletzte das Volksgefühl auch dort, wo man es hätte schonen sollen, Ströme von Bürgerblut wurden vergossen, und die landfremden Beamten, denen das Werk der Germanisierung überlassen ward, die sogenannten „Bachhusaren", waren in der Mehrzahl nicht einmal Deutsche, sondern derb zugreifende Tschechen, die alle Nationen in gleicher Weise vor den Kopf stießen. Indes auch Alexander Bach scheiterte wie 70 Jahre zuvor Kaiser Josef gescheitert war. Und am Ende der unglücklichen — auch für Oesterreich unglücklichen — Epoche, die die Sonderstellung Ungarns ein für allemal hatte zertrüm-

mern sollen, stand der Ausgleich von 1867, der den Magyaren statt der Autonomie, die sie ursprünglich nur angestrebt hatten, die fast völlige staatliche Unabhängigkeit bescherte. Seither ist die von Wien nie mehr ernstlich angetastet worden. Manche weitergehenden Wünsche sind dann auch noch mitten im Kriege still erfüllt worden; von anderen haben gerade unter den Erfahrungen und Lehren des Krieges die einsichtigen Kreise Ungarns ebenso schweigend Abschied genommen. Unter diesen Umständen hatte es eigentlich nicht viel Sinn, uns verharschte Wundenmale zu zeigen. Wenn es ans Aufrechnen ginge, könnten am Ende auch die Oesterreicher alte Rechnungen präsentieren und vielleicht möchte es dann geschehen, daß die ihrigen erheblich jüngeren Datums wären. Magyaren und Deutschösterreicher haben in diesem Kriege sich gleich tapfer, mit der nämlichen Todesverachtung geschlagen. Wenn das alte Reich, dessen unrettbarer Zerfall ehedem Neidern und Feinden als nahe bevorstehende, eifrig bebrütete Tatsache galt, sich während des Weltkrieges wie ein Phönix aus der Asche erhob, ist das im wesentlichen ihrer beider Verdienst. Auf diesem Boden, sollte man meinen, müßte doch ein dauernder, ein wirklich unbefristeter Ausgleich auch der Seelen möglich sein. Wie der etwa auszusehen hätte, haben magyarische Politiker von Rang gerade im letzten Jahr uns wiederholt gezeigt, indem sie den Deutschen in Oesterreich, den Magyaren in Ungarn die Rolle des Staatsvolkes zuwiesen. Beide haben das gleiche Interesse, daß die bestehenden Dämme nicht eingerissen werden und die slawischen Wogen nicht zischend und brodelnd zusammenströmen.

* * *

Ich möchte es hier nochmals unterstreichen: die Magyaren bemühen sich ehrlich um die reichsdeutsche Freundschaft. Noch ein zweites Mal bin ich im Laufe des vorigen Jahres in Ungarn gewesen.

Ende August sind wir — etwa ein Dutzend deutscher Zeitungsleute, denen sich dann noch ein paar andere angeschlossen hatten, die, streng gerechnet, nicht vom Bau waren — von Nord nach Süd durch Ungarn gefahren, und wir wären noch weiter gereist, durch die deutschen Siedlungen in der Batschka und im Westgebiet, die völkisch ja eigentlich unvermittelt und ohne Scheidelinie in das angrenzende Cisleithanien, in Niederösterreich und Steiermark übergehen, wenn der rumänische Ueberfall nicht fürs erste behaglichen Studienfahrten ein Ziel gesteckt hätte. Wir waren im Grunde eine Zufallsgesellschaft, kaum unter einem anderen Gesichtspunkt zusammengesetzt als dem der zufälligen persönlichen Bekanntschaft mit dem Urheber und Anreger der Reise, aber man nahm uns auf, als ob wir eine geordnete Vertretung der deutschen Nation wären. Wir fuhren in bekränzten elektrischen Bahnwagen zu den Tatrahöhen hinauf, und in jedem Ort, den wir kreuzten,

standen die Badegäste an der Haltestelle und winkten und grüßten und jauchzten ihr gedehntes Eljen in die Bergluft, und Zigeuner-Musiken fiedelten uns die „Wacht am Rhein“ dazu. Wir waren in Budapest zwei Tage lang die Gäste der Stadt; in Szegedin bereiteten uns Magistrat und Stadtverordnete einen Festakt unter freiem Himmel, in Temesvar lud uns zu demselben Ende der Bürgermeister, der ein wackerer Magyar geworden ist, obschon er, nach eigenem Bekenntnis, bis zu seinem zwölften Jahr kein Wort magyarisch verstand und noch immer Geml heißt, ins alte Rathaus, und wenn wir abends mit unseren Gastgebern auf offener Terrasse speisten, dann staute sich um die Sitze der Erwählten das Volk, schaute mit einer Neidlosigkeit, einer rührenden Geduld, die in unseren kühleren Himmelsstrichen auch in leichteren Zeiten undenkbar wäre, den Tafelfreuden der anderen zu und war begeistert, indes wir uns zutranken. Man muß das immer wieder betonen: diese magyarische Gastlichkeit hat Stil. Es ist der Lebensstil von Leuten, die auf geräumiger und fruchtbarer Erde in breiten Verhältnissen siedeln und denen der gemäßigte Konkurrenzkampf einer im wesentlichen immer noch im Agrarischen wurzelnden Wirtschaft gestattet, sobald Gäste des Weges kommen, des Dienstes (und des Geschäftes) ewig gleichgestellte Uhr zeitweilig etwas abzustellen.

Indes so überquellend, so ursprünglich, so eingewachsen diese magyarische Gastfreundschaft sich gibt — ganz naiv und absichtslos ist sie selten. Ich sagte es schon früher: pro patria est, dum ludere videntur. Ohne alle Frage: die Ungarn sehen gern Gäste bei sich, und es ist ihnen ein Trieb ihres Naturells, dem Fremden es so behaglich zu machen wie irgend möglich. Sie sollen sich wohl fühlen im „magyar orzság“, im Magyarenlande, und mit eigenen Augen schauen, wie gut man lebt auf ungarischem Boden. „Man“: das heißt, ob man nun zu der eigentlichen Kernnation gehört oder zu den Randvölkern, die sich von Nord und Süd, von Ost und West um dieses Kernvolk drängen und die stellenweis selbst in der breiten Tiefebene zwischen Donau und Karpathen, dem Alföld, das der „magyar isten“, der alte Magyarengott, für die Söhne Arpads schuf, die angestammten Sitze der Ungarn unterbrechen. Das Königreich der heiligen Stephanskrone ist — vom Standpunkte politischer Technik eine Meisterleistung — vielleicht der merkwürdigste Nationalstaat, den es überhaupt auf Erden gibt. Die wirklichen Magyaren (die eingeschlossen, die es aus eigenem Entschluß oder auf Zureden in den letzten Jahrzehnten wurden) sind in ihm auch nach der amtlichen Volkszählung, die die nationale Zugehörigkeit schon an der Frage mißt, welche Sprache man „am liebsten“ spräche, eine kleine, eine recht kleine Mehrheit: auf 18 264 533 Einwohner kommen im eigentlichen Ungarn (ohne Kroatien und Slavonien) 9 944 627 Magyaren, das sind in Verhältniszahlen genau 54,5 pCt. Die anderen sind Deutsche, Ru-

mänen, Slavaken, Kroaten, Serben, Ruthenen. Trotzdem kennt die Staatspraxis nur Ungarn, „die einheitliche und unteilbare ungarische Nation“, und achtet streng darauf, daß das Antlitz des Landes, von Schule und Gemeindeverwaltung bis auf Theater und öffentliche Aufschriften, ein magyarisches Gepräge trägt. Vielleicht — ich wiederhole — ist das recht so. Kann sein, daß ohne diese straffe Zucht der Staat gar nicht aufzubauen gewesen wäre, den seit 1867 die Magyaren sich errichtet haben. Aber es müßte mit dem Wunder zugehen, mehr noch, es wäre schlechthin wider die menschliche Natur, wenn es dabei keinerlei Reibungen gäbe, wenn wirklich niemand sich zurückgesetzt, mit Recht oder Unrecht sich benachteiligt glaubte. Das aber leugnen die Magyaren und verlangen von jedem, der zu ihnen ins Land kommt, daß er's ihnen nachspreche. Und ihre Liebenswürdigkeit kann gelegentlich auch recht unliebenswürdige Formen annehmen, wenn man darauf beharrt, die Dinge auf die eigene Art zu sehen. Es gibt in Ungarn, zumal in Budapest, eine Presse, deren heiße Leidenschaftlichkeit auch Weltkrieg und Waffenbrüderschaft nicht wesentlich gekühlt haben. Sie wird vielfach von Männern jüdischer Abstammung geschrieben, deren Väter sich noch als Deutsche fühlten. Aber der neue ungarische Staat, der nach dem Friedensschluß mit Habsburg und nach dem großen Ausgleich entstandene, hat den Juden die Gleichberechtigung gegeben, ihnen den Aufstieg zu allen Aemtern und Ehrenplätzen der Gesellschaft ermöglicht. Dafür zahlen sie bar, wie nur Prinzen aus Genieland zahlen könnten. Sie haben den Ungarn ihren Handel, ihre Industrie, ihre Presse organisiert. Und wenn auf Oesterreich gescholten wird und die Wogen des Nationalismus hochgehen, sind die Magyaren jüdischen Ursprungs allemal an der Spitze.

Das sind überhaupt die beiden Hauptthemen jeder politischen Aussprache zwischen Magyaren und den sie besuchenden Reichsdeutschen. Wir haben während dieser Herbstfahrt — denn der Ungar spricht gut und spricht daher auch gern — im Durchschnitt vier Reden täglich zu hören bekommen, mittags zwei und beim Nachtmahl wieder zwei; bisweilen wohl auch noch ein paar mehr. Feurige und mehr humoristisch gefärbte; von Leuten, die das Deutsche wie ihre Muttersprache sprachen (was sie mitunter auch war, nur daß sie's im Drange der politischen Geschäfte vergaßen), und wieder von anderen, die mit dem fremden Ausdruck zu ringen hatten. Aber immer war, bei Lichte besehen, der Inhalt der gleiche wie damals zu Pfingsten: das Verhältnis zu Oesterreich und das Verhältnis zu den eigenen Staatsgenossen aus deutschem Stamme, für das der offizielle Sprachgebrauch die nicht gerade anmutige Bezeichnung „deutschzungige“ Ungarn hat. Das klang auch — bisweilen mit einem Unterton des Vorwurfs — durch alle privaten Unterhaltungen. Man möchte doch gefälligst anfangen, die Ungarn

gerecht zu beurteilen. Nicht immerfort durch die österreichische Brille schauen und nicht durch die von „Pangermanen", worunter man in den Ländern der heiligen Stephanskrone leicht jeden ungarischen Staatsangehörigen versteht, der seinem deutschen Volkstum eine mehr als äußerliche Treue bewahrte. Gewiß, mit Oesterreich hätte man von altersher noch das eine oder andere Hühnchen zu rupfen. Aber die richtigen und wahren Deutschen, uns aus dem Reich nämlich, hätte man allezeit schwärmerisch geliebt. Die „deutschzungigen" Ungarn vollends hätten es nirgends besser als auf der fruchtbaren ungarischen Erde. Alles könnten sie hier werden, zu jeder Staffel emporklimmen. Ueber Deutsche wie Magyaren breite mit der gleichen Hingabe die ungarische Freiheit ihre Schwingen . . .

Das ist im letzten Jahre uns so vielfach — zum Teil auch in reichsdeutschen Organen — vorgetragen worden, daß manche unter uns begonnen haben, diese Fragen zur Abwechslung ausschließlich durch die magyarische Brille zu sehen und so ungerecht zu werden gegen die, die jenseits der schwarz-gelben Grenze unseres Blutes sind. Deshalb scheint es mir nützlich und notwendig, die Dinge einmal zurechtzurücken. Ohne Eifer, ohne jede Voreingenommenheit, einfach nur die eine Offenheit mit der anderen lohnend. Aus keinem anderen Beweggrund als dem der Waffenbrüderlichkeit, von der wir doch alle wünschen, daß sie für uns, für Ungarn wie für Oesterreich, zur dauernden Lebens- und Schicksalsgemeinschaft erstarke . . .

II.

Ungarn und Oesterreich.

Es sind, wie gesagt, doch recht alte und vergilbte Rechnungen, die von den Ungarn fortgesetzt Oesterreich präsentiert werden. Als Rudolf II., der auch in seinen eigentlichen Stammlanden der neuen Lehre nicht eben wohlgesinnt war, über Ungarn gebot, hat er, wofern die Türkennot ihm nicht gerade auf den Nägeln brannte, die Protestanten mit rauher Hand niedergehalten, und Hunderte von ihnen haben nach Kara Mustafas Niederlage vor Wien und der Befreiung Ofens als Rebellen den Weg zum Schaffot antreten müssen. Und auch Josef II. war dem Magyarentum vielleicht kein bequemer Herrscher. Er schüttelte ein Bündel wohltätiger Reformen über das Land aus, an die die Magyaren selber wieder anknüpften, als sie sich 1848 eine eigene Verfassung gaben und in der bisherigen Adelsoligarchie die Gleichstellung aller Bürger durchzusetzen suchten. Aber er stieß doch zugleich auch die Ungarn vor den Kopf, drängte ihnen die deutsche Geschäftssprache auf, beseitigte die altgewohnte nationale Komitatsverfassung und dergleichen mehr, und von all dem blieb ein Stachel zurück, den Franz I. autokratisches Regiment am wenigsten zu lösen vermochte. Dennoch haben gerade in den Jahrzehnten von 1820 bis 1840, in Zeiten, da in der westlichen Reichshälfte alles öffentliche Leben erstarrte, die Magyaren, gestützt auf ihre alte Verfassung, ihre politischen Schwingen zu regen gelernt. Damals erst entschlossen sich die höheren Stände, das Magyarische zur Umgangssprache zu machen; die magyarische Akademie wurde errichtet, politische Parteien entstanden, und die großen ungarischen Publizisten, die Ludwig Kossuth, Franz Déak, Josef von Eötvos und die Grafen Aurel und Emil Dessewfy wuchsen auf. Dann brach der Sturm von 1848 los. Man war schon in den letzten Jahren rechtschaffen magyarisch und bemerkenswert liberal gewesen. Nun wurde man nach beiden Richtungen radikal. Man schuf sich eine Verfassung, in der man zum erstenmal vergaß, daß Ungarn ein Teil der Gesamtmonarchie geworden war. Von diesem Reichstag, auf dem es zeitweilig zu einer Vernichtung aller Gemeinsamkeiten mit der anderen Reichshälfte kam, hat

der große Staatsmann, den sie zwischen Tatra und transsylvanischen Bergen mit Recht als den Schöpfer des neuen Ungarn verehren, Franz Déak, geurteilt: er wäre betrunken. Es trifft auch nicht zu, daß alle Magyaren sich wie ein Mann erhoben hätten, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, das im wesentlichen doch in einem heimischen Adelsregiment bestand, über dem als durchaus milde Kontrollbehörde die ungarische Hofkammer in Wien thronte. In der Hauptsache war es ein Aufstand der mittleren und unteren Schichten, des kleinen Komitatsadels, der Kleinbürger, der Bauern. Die Magnaten hielten sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, zurück, die hohe Geistlichkeit desgleichen. Die haben der neuen Welle sich erst anvertraut, als sie die Gewißheit hatten, daß sie zu Sieg und Triumph sie emportrug. Das mag falsch gewesen sein; auch Déak kann mit seinem Urteil geirrt haben. Immerhin: daß man in der Hofburg sich des Aufruhrs zu erwehren beschloß, war am Ende die natürlichste Sache von der Welt. Dann hat man freilich weit übers Ziel geschossen. Es ist nun einmal die tiefe Wesensverwandtschaft von Revolution und Reaktion, daß sie beide nicht Maß zu halten vermögen. Nachdem Haynau und der Banus Jelacic, im Verein mit Paschkiewitsch, dem Henkersknecht Warschauer Angedenkens, den Aufstand niedergeworfen hatten, schrieb Haynau „seine Proklamationen mit dem Säbel“, und für den Abderitenstreich Ludwig Kossuths, der auf dem Rumpflandtag von Debreczin die Absetzung der Dynastie hatte aussprechen lassen, büßten viel zu viele, darunter mancher Abkömmling alter deutscher Geschlechter, am Galgen. Andere, wie Ludwig Batthyany, der erste Ministerpräsident des nachmärzlichen Ungarns, wurden zur Kugel „begnadigt“; wieder andere, mit Ludwig Kossuth und Julius Andrassy einige siebzig an der Zahl, die sich noch rechtzeitig ins Ausland hatten flüchten können, wurden in effigie an den Galgen geheftet und ihre Güter konfisziert. Aber die Aussöhnung mit der Dynastie ist, wie mir scheint, doch restlos vollzogen. Der verewigte alte Kaiser, den bei seinem kaiserlichen Titel zu nennen in Ungarn freilich einem Staatsverbrechen gleichkommt, war ohne Frage jenseits der Leitha genau so verehrt wie hüben. Ehrlicher, begeisterter — ich selbst war dessen Zeuge — kann einem Monarchen überhaupt nicht gehuldigt werden, als das im Herbst 1915 beim Zug der Ungarn nach Schönbrunn geschah.

Warum also dieser innerliche, nur ganz oberflächlich überbrückte Gegensatz gegen alles Oesterreichische, diese fortwährenden Eifersüchteleien, die auf den außenstehenden Beobachter häufig einen kleinlichen, mitunter sogar einen komischen Eindruck machen? Diese gar nicht abzustreitende Ablehnung der deutschen Sprache, nur weil sie zugleich die Sprache der österreichischen Bureaukratie sei? Gewiß, diese Bureaukratie hat in den Jahren, die auf den Freiheitskampf von 1848 und

1849 folgten, gegen Ungarn sich vergangen. Alexander Bach, der bei allen seinen Mängeln einer ihrer glänzendsten Vertreter war, hat den Versuch unternommen, aus Ungarn ein Kronland zu machen wie andere auch, hat vorübergehend die Einheit des Landes zerrissen, deutsche oder wenigstens deutsch redende Beamte ins Land gezogen und so auf seine Weise germanisiert. Aber wenn die Ungarn sich Mühe gäben, historisch zu denken, müßte es sie mit dem Werke der Bach und Felix Schwarzenberg versöhnen, daß sie bei ihrem zentralistischen Drange doch auch vor der Treuesten der Treuen, den Siebenbürger Sachsen, nicht Halt machten. Auch ihnen, die in den Stürmen der beiden tollen Jahre nicht wankten und nicht wichen, wurde nun die Selbstverwaltung zerstört, die sie durch sechs wechselvolle und schicksalsreiche Jahrhunderte sich bewahrt hatten. Seither gehörten die „Landesuniversitäten", d. h. die als Verwaltungs- und juristische Behörden wirkenden Versammlungen der Abgeordneten aus dem Sachsenlande und ihre selbstgewählte Spitze, der Sachsengraf, zu den geschichtlichen Altertümern, und als die Episode von 1849 bis 1860 vorüber war und nach dem Ausgleich das Land endgültig und förmlich Ungarn angegliedert wurde, fand das Magyarentum jetzt freie Bahn auch in Siebenbürgen. Am Ende sollten, wenn es ihnen ein so lebhaftes Bedürfnis ist, in historischen Erinnerungen zu wühlen, die Magyaren doch auch nicht des Anteils vergessen, den die Deutschen an ihrem Freiheitskampf nahmen. Nicht der zahlreichen kaiserlichen Offiziere, die durch eine Verstrickung der Umstände zu Führern der aufständischen Heere wurden und ihre tragische Schuld hernach mit Schmach und Tod bezahlten. Nicht der 1½ Millionen ungarländischer Deutscher, die neben den 4½ Millionen Magyaren die einzigen opferwilligen Kämpfer stellten. Nicht zuletzt auch der Wiener Studenten, die den Kern der „Wiener Legion" bildeten und die im jungen Begeisterungsrausch für die Sache der Völkerfreiheit an die Theiß und die obere Donau zogen und im Kampf für die Fremden sich Leben und Laufbahn verdarben.

Wofern es die Magyaren nicht doch lieber vorziehen sollten, diese Dinge allmählich aus ihrem Gedächtnis zu löschen. Sie sind wirklich und in jedem Belang verjährt. Heinrich Friedjung in seinem bisher leider unvollendet gebliebenen Buch „Oesterreich von 1848—1860" meint von der Bachschen Episode in Ungarn: „Es lag eine Ueberschätzung der Kraft Oesterreichs in der Annahme, es könne sich ein Land von seiner eigenen Ausdehnung einfach als Provinz angliedern. Wären Staaten schon durch gleichförmige Gesetze zu beglücken und wären Menschen lediglich Ziffern einer mathematischen Gleichung, so würde Bach den staatsmännischen Meistertitel verdienen. Aber die Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, die Verschiedenheit von Sitte und Sprache, die Sprödigkeit alten Herkommens lassen sich nicht in dieselbe

Regel zwingen, und was schon in einem Lande wie Frankreich mit seiner einheitlichen Nationalität als Ueberspannung der Zentralisation empfunden wird, erwies sich in Ungarn als Unmöglichkeit. Das Bachsche System war im einzelnen kunstreich gefügt, aber es fehlte ihm jener Tropfen von Weisheit und Milde, ohne den aller Menschenwitz doch nur Vergängliches zu schaffen vermag."

Ich habe in Oesterreich keinen einzigen politischen Menschen gefunden, der dieses Urteil nicht unterschriebe. Der im Ernst besönne, wovor man in manchen magyarischen Kreisen noch immer Angst zu haben versichert, das Bachsche Experiment, das in der Frühzeit des Nationalismus schon zum Scheitern verurteilt war, auf dessen Mittagshöhe zu wiederholen. Nur ein Phantast würde behaupten können, daß in der 1867 begründeten Staatengemeinschaft Ungarn eine Aschenbrödelrolle zugeteilt ward. Daß es wirtschaftlich nicht zu kurz kam, lehrt die nicht immer freudvolle Geschichte der Ausgleiche und wird, fürchte ich, der künftige, für 25 Jahre bestimmte Ausgleich erst recht erhärten. Was 1867 an Gemeinsamkeiten ausbedungen ward — Armee und Marine, auswärtige Politik, die Aufbringung der Kosten für Heer und Diplomatie, Gesetzgebung über Zollwesen, Geldfuß und Münzwesen — ist wirklich nur das Mindestmaß, wenn die beiden Staaten auch noch durch andere Bande als die Person des Monarchen verknüpft bleiben sollen. Unendlich weniger als Franz Déak, Josef von Eötvos und Sigmund Kemeny ursprünglich für ihr Vaterland in Anspruch genommen hatten. Aber selbst wenn nach dem Kriege die magyarischen Wünsche weiter schweifen sollten und die Ersetzung des bisherigen Verhältnisses durch die reine Personalunion betreiben, werden — das ist wenigstens mein Eindruck — die deutsch-österreichischen Politiker dem kaum widerstreben. Für viele von ihnen ist das sogar eine ganz ausgesprochene Forderung ihres Programms.

Darum wird zu sagen sein und soll, da wir doch nun einmal um Meinung und Urteil angegangen werden, gerade von uns Reichsdeutschen gesagt werden: wir verstehen diese magyarische Empfindlichkeit nicht. Wir verstehen auch die Art nicht, wie die Ungarn in ihrem Lande mit Deutschtum und deutscher Sprache sich auseinanderzusetzen belieben. Auf dem Festmahl, das uns die ungarische Presse in Budapest gab, meinte der Leiter des „Pester Lloyd", der kluge und weltläufige Josef Vészi in einer von allerlei Anzüglichkeiten nicht ganz freien Rede: „Die Rücksichten auf die stramme Staatseinheit sind die unverrückbaren Grenzen, bis zu denen alle Rechte in diesem Lande reichen dürfen". Und der alte Eugen von Rákosi, dessen nahe Vorfahren noch Kremser hießen — trotz seiner 70 und mehr Jahre noch immer ein glänzender Publizist, der auch heute täglich seinen individuell gefärbten Leitaufsatz schreibt — verkündete bei derselben Gelegenheit es als den Willen

des bekannten „alten Magyarengottes", daß wer immer von den Bergen hinunterstiege in das breite, fruchtbare Tiefland, mit Haut und Haaren zum Magyaren werden müsse. Ähnliches habe ich auch von Franz Herczeg gehört, in dessen übrigens sehr talentvollem Schrifttum keine Erinnerung mehr daran lebt, daß sein Vater der deutsche Apotheker Herzog in Werschetz war. Wie weit derlei ideale Forderungen in einem Lande durchzusetzen seien werden, dessen Norden von Slovaken bewohnt wird, dessen Süden und Westen rumänischen, serbischen und deutschen Siedlungen gehört, ist mir zweifelhaft. Die Tatsache, daß bis auf den heutigen Tag magyarische Dörfer inmitten slovakischer Umgebung an die Slovaken verloren gehen, scheint dem zu widersprechen. Aber angenommen, der Anspruch ließe sich verwirklichen: ist es deshalb vonnöten, daß man auf dem Hauptpostamt in Budapest neben den ungarischen Aufschriften zwar franzöische und englische zuläßt, nur deutsche selbst heute, mitten im Weltkriege, nicht? Daß man in Temesvar, in Preßburg, in Städten also, deren Bevölkerung bis zu 70 pCt. aus Deutschen besteht, kein deutsches Theater duldet; daß an der Budapester Nationaloper wohl Franzosen, Engländern und Italienern ein Gastrecht gewährt wurde, den Deutschen aber seit manchem Jahr nicht mehr? Gerieten der nationale Einheitsstaat der Magyaren und die berechtigte Vorherrschaft ihrer Sprache in Gefahr, wenn in Budapest mit seinen 100 000 Deutschen die eine deutsche Mittelschule, die es seit einiger Frist dort gibt, auch von anderen als reichsdeutschen Schülern besucht werden dürfte? Von Ludwig Kossuth, dem Vater der ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen, stammt das Wort, die Habsburger Dynastie würde sich nicht behaupten können, wenn Oesterreich aufhörte, deutsch zu sein. Und von Julius Andrassy, dem älteren, hat sein Sohn erst neulich einmal bezeugt: er sei immer der Ansicht gewesen, daß in der Monarchie — also in Oesterreich und in Ungarn — die Interessen des ungarischen und deutschen Elements identisch wären. Über dieses Solidaritätsinteresse des Ungartums und des Deutschtums hat derselbe Staatsmann vorm Jahr in München einen später auch im Druck erschienenen Vortrag gehalten, den man Wort für Wort unterschreibenkann. Ist dem aber so, dann werden diese magyarischen Nadelstiche, die — wir wollen offen miteinander reden — doch nun einmal nicht abzustreiten sind, erst recht unverständlich. Zumal sie, was die Magyaren nicht übersehen sollten, sich ihnen ins eigene Fleisch bohren. Man hat mir immer wieder in Ungarn gesagt: Alle gebildeten Leute sprechen bei uns Deutsch. Aber früher — selbst vor fünfzehn Jahren noch — konnte man sich in Budapest auch mit den kleinen Leuten deutsch verständigen. Das hat jetzt aufgehört, und das beeinträchtigt den Reiseverkehr und hemmt den Fremdenzufluß. Man lernt keine Sprache, die von hoch gerechnet 15 Millionen gesprochen wird, von denen die gute Hälfte sich auch in anderen Mundarten ver-

ständigen kann. Um so weniger, wenn diese Sprache mit keiner anderen unseres Kulturkreises irgendeine Verwandtschaft hat. Weit mehr als mit den Gebildeten hat der Durchschnittsreisende es mit dem kleinen Mann, mit Schutzleuten, Kutschern, Schaffnern der elektrischen Bahn und ähnlichen zu tun. Darum scheint mir gerade mit Rücksicht auf diese Vereinsamung des Magyarischen inmitten der germanisch-romanisch-slavischen Völkerfamilie Europas, daß weitschauender als die heutige die Sprachenpolitik Stephans des Heiligen war, des ersten Köings der seßhaft gewordenen Ungarn, der deutsche Siedler ins Land rief und das damit begründete: ein Reich einer Sprache ist gebrechlich ...

III.

Das ungarländische Deutschtum.

Wenn man bei uns in einer Gesellschaft von den Deutschen in Ungarn erzählt, geht allemal ein Leuchten des Verständnisses über die Gesichter. Und auch die sonst in einem engherzigen Kleindeutschtum das Wesen der „Realpolitik" suchen und der Arbeit für die Brüder in der Diaspora kühl und abweisend gegenüberstehen, murmeln befriedigt in der Art etwa des faustischen Osterspaziergängers, der im sicheren Port ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei nicht ungern vernimmt: „ja ja, die Siebenbürger Sachsen". In Wahrheit bedeuten diese wackeren Vorkämpfer nur einen kleinen Kreisausschnitt des ungarischen Deutschtums. Sie sind die in völkischen Dingen wehrhaftesten, selbstbewußtesten von allen ungarländischen Deutschen; sie allein im Bereiche der Stephanskrone wirkliche Träger deutscher Kultur. Aber zahlenmäßig stellen sie doch nur eine Minderheit dar. Die sind sie schon in ihrem eigenen, dem Lande „jenseits des Waldes", dem sie, obgleich ihre Sitze auf den Süd- und Nordrand beschränkt blieben — den Balten nicht unähnlich —, den Stempel ihres Wesens aufdrückten. Zu den Deutschen im ganzen Königreich stellen sie nur den zehnten Teil: rund 200 000 unter 2 bis 2½ Millionen. Dafür sind sie freilich neben denen im Oberungarn die ältesten deutschen Siedler im Lande. Etwa um 1142 hatte König Geisa II. Kolonisten vom Niederrhein nach Ungarn gerufen, die nach ihren ursprünglichen Sitzen „Flandrer" genannt wurden. Sie ließen sich am Fuße der Hochkarpathen nieder und wurden die Stammväter der Zipser Sachsen. Ungefähr um dieselbe Zeit kamen Stadtbürger und Bauern aus der Eifel- und Moselgegend, anfangs auch — mit dem Deutschen Orden — Ritterbürtige, nach Siebenbürgen. Mit dem, was man sonst Sachsen heißt, hatten sie freilich ebensowenig etwas zu tun wie die Siedler in der Zips. Aber sie lebten wie diese nach eigenem, sächsischem Recht, „more saxonum", und daher wird ihnen wohl der Name zugewachsen sein, dem sie dann durch die tapfere und treue Arbeit von Jahrhunderten einen so stolzen Sinn verliehen haben. Was der zweite König aus dem Arpaden-Hause,

was auch schon Stephan der Heilige begonnen hatte, haben die besten und tatkräftigsten ihrer Nachfolger — Andreas III., Ludwig der Große, Matthias Corvinus — fortgesetzt. Immer wieder zogen sie aus dem Reich Siedler ins Land, und wie überall im Osten, wie insbesondere in Polen, wurden auch in Ungarn die Deutschen die eigentlichen Städtegründer und blieben bis tief ins 17. Jahrhundert deren vornehmste Bewohner. Nach den Türkenkriegen erhielt diese Siedlungstätigkeit einen neuen Antrieb und einen neuen, vertieften Sinn. Die Türken waren vertrieben, aber Fremdherrschaft und Bürgerzwist hatten die Städte verwüstet und das flache Land zur Wildnis gewandelt. Höchstens daß hier und da verkümmertes Volk, armselige Wallachen und Serben, in den Ruinen hausten. Entvölkert, unzugänglich, zu Sumpf und Moor geworden, lagen zumal die weiten Triften des südungarischen Tieflandes da. Diese Öde galt es menschlicher Besiedlung und Bebauung wieder zu gewinnen, und so gingen die Habsburger denselben Weg, den vor ihnen schon Arpaden, Anjous, Luxemburger und Jagellonen gegangen waren. Nur daß man jetzt den wirtschaftlichen wohl auch schon völkische Absichten verband. Zwar Karl VI., der Handwerker und Bauern in die Städte und Ortschaften des Banats und der Batschka lud, mögen sie noch fern gelegen haben. Ihm ging es vor allem wohl, in der Sprache der damaligen Nationalökonomik zu reden, um die „Population", um „die Menge wohlgenährter Leute", in der nach des Veit Ludwig von Seckendorf viel zitiertem Wort der „größte Schatz eines Landes besteht". Er hätte sonst schwerlich zugleich mit den Deutschen Magyaren, Slowaken, Serben, Kroaten, vornehmlich auch — in jenen südlichen Pusten, wo sie zum Teil schon vorher saßen — Rumänen angesiedelt. Seine Tochter Maria Theresia indes, der das Aufpfropfen germanischer Kultur in den nichtdeutschen Kronländern allzeit eine wahre Herzenssorge gewesen ist, betrieb das Werk doch wohl schon unter einem anderen Gesichtswinkel. Indem sie unter Verheißung von Benefizien aller Art, von Steuerfreiheit, freiem Bau- und Brennholz und Kostenvorschüssen, die nicht selten zu baren Geldgeschenken wurden, ihren Werberuf in den österreichischen „Vorlanden" erschallen ließ, im Breisgau und im Schwarzwald, in Franken und bis hinauf nach Kur-Trier, Elsaß und der Pfalz, wünschte sie zur Stärkung der österreichischen Herrschaft Deutsche anzusetzen. Deutsche und gläubige Katholiken zugleich. Ihr Sohn und Mitregent Joseph II. ist dann noch einen Schritt weitergegangen. Er hat, derweil Maria Theresia zwischendurch doch auch Wallonen, Italiener und Tschechen ins Land gerufen hatte, grundsätzlich sich auf Deutsche beschränkt — mit Vorliebe sogar auf solche aus dem oberrheinischen Kreis — und er ist dabei nicht einmal vor Protestanten zurückgeschreckt. Auch Leopold II., selbst Franz I. noch, haben, wenngleich nicht mehr

so systematisch, diese kolonisatorische Arbeit fortgesetzt. So sind, vor rund 150 Jahren, die Banater Schwaben entstanden. Ich sage mit Vorbedacht: „entstanden". Denn schwäbisch sind diese wohlhäbigen Großbauern ebensowenig wie die Siebenbürger sächsischen Blutes sind. Aus allen Stämmen Süd- und Mitteldeutschlands ist hier ein neuer Stamm erwachsen, der stark genug gewesen ist, die in seinen Siedlungsgebieten eingestreuten Franzosen und Tschechen einzudeutschen, der als Masse — was bei einer breiten Bauernbevölkerung immer unmöglich sein wird — auch gar nicht zu entnationalisieren ist, der aber doch nicht die Kräfte besessen hat und sie auch heute noch nicht besitzt, die aus seiner Mitte zu anderen, höheren Schichten Hinstrebenden völkisch festzuhalten.

Man fährt durch diese Schwabendörfer mit recht zwiespältigen Empfindungen. Was man da sieht, atmet aller Orten Wohlhabenheit, vielfach sogar Reichtum und irdisches Behagen. Kräftige, rüstige Männer, schöne Frauen, liebliche Mädchen. Nicht daß die Landwirtschaft gerade auf besonderer Höhe stände — man ist im allgemeinen bei der Dreifelder-Wirtschaft stehengeblieben —, aber es gibt Gegenden mit sorglich gepflegten Spezialkulturen, wieder andere, die — angeregt durch das Beispiel der staatlichen Gestüte und Musterfarmen von Mezöhegyes — Vortreffliches in der Pferde- und Rindviehzucht leisten. Das Meiste indes schafft hier doch der Boden. Er warf diesen solcher Aufgabe leider nur nie recht bewußt gewordenen Pionieren des Deutschtums ihre Reichtümer in den Schoß und hilft noch heute täglich ihnen, sie zu mehren. Die Schwabendörfer schauen aus wie kleine deutsche Landstädte. Ein stattliches Haus reiht sich an das andere; tritt man ins Tor, so blickt man auf einen gepflasterten Hof, den wohlgehaltene Wirtschaftsgebäude umsäumen. Das gesunde wirtschaftliche Fundament dieses Bauerntums vermögen auch Erbteilungen nicht zu erschüttern. Denn was man durch sie etwa verlor, wird durch die nicht ausschließlich im Himmel geschlossenen Heiraten wieder gewonnen. Mit vierzig und einigen Jahren rückt der Bauer ins Altenteil, und der Sohn beginnt statt seiner zu wirtschaften. Das ist freilich viel zu früh, und es kann zu menschlichen, selbst zu wirtschaftlichen Härten führen, wenn, was vorkommt, drei Generationen gezwungen sind, zeitweilig auf demselben Hof nebeneinander zu hausen.

Aber immerhin: es geht den Leuten gut, sie repräsentieren auf eine ansehnliche Weise deutsche Art, und wenn man aus den Schwabendörfern in einen ungarischen oder rumänischen Ort kommt, ist's ein Unterschied wie Tag und Nacht. Und doch — ich wiederhole es — man wird dieses schwäbischen Deutschtums nicht recht froh. Man hört in Ungarn immer die Meinung (und man kann sie bisweilen selbst in Oesterreich von politisch erfahrenen Männern hören), die Deutschen lebten außerhalb

Siebenbürgens in der Zerstreuung und könnten schon um deswillen nicht wie etwa die Rumänen sich durchsetzen und zur Geltung bringen. Das ist ein Irrtum. Gerade die 200 000 Sachsen Siebenbürgens wohnen in zwei weit voneinander getrennten Gebieten. Und doch entsenden sie 12 bis 14 Abgeordnete in den Reichstag, haben deutsche Predigt, in den Gemeindeverwaltungen deutsche Verhandlungs- und Geschäftssprache und ein reich gegliedertes deutsches Schulwesen. In den vier westungarischen Komitaten Preßburg, Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg wurden bei der letzten Volkszählung rund 330 000 Deutsche gezählt, in Banat, in den drei südungarischen Komitaten Torontal, Temes und Batsch-Bodrogh rund 520 000. Dieses nahezu millionenköpfige Deutschtum aber ist politisch tot, und es ist kulturell, da ihm die deutsche Schule fehlt, zum allmählichen Versumpfen verurteilt. Die historische Aufgabe, die Maria Theresia und Joseph II. sich gestellt hatten, ist gescheitert. Die Banater Deutschen sind geschichtslos. Was dunkel etwa noch in ihrem Gedächtnis lebt, ist die Erinnerung an die Art, wie ihre Väter nach Ungarn kamen; auf großen Kähnen, von Regensburg die Donau abwärts über Wien und Ofen, wo sie zur Weiterfahrt ausgerüstet wurden: der Vorgang ist in einem Triptychon festgehalten, dessen tausendfach vervielfältigtes Original in Budapest im Parlament hängt. Seither haben in diesem österreichischen Staatskolonistenvolk alle Zusammenhänge mit Oesterreich aufgehört. Wie eine ferne, ferne Sage erzählt man sich noch in jedem Dorf und häufig auch in den einzelnen Familien, daß die Vorfahren aus Deutschland kamen, und zumal jetzt im Krieg ist bei dem oder jenem der Wunsch erwacht, wenn erst wieder Frieden geworden ist, einmal „nach draußen" zu reisen und die Stätten zu besuchen, da vor 100 und mehr Jahren die Ahnen siedelten. Aber das sind sentimentale Regungen, die abseits aller Politik liegen. Der Gedanke, daß das ungarländische Deutschtum zunächst Anschluß zu suchen hätte an die Volksgenossen der anderen Reichshälfte, ist nicht einmal bei den Siebenbürger Sachsen, die ja zumeist ihre Universitätsjahre bei uns im Reich verbringen, übermäßig populär. Den Banater Schwaben und wohl auch den Deutschen Westungarns ist er überhaupt nie gekommen. Es rächt sich da eine der vielen Sünden des vormärzlichen und des Oesterreichs der Reaktion. Über die ungarische Freiheit von heute mag man ja seine eigenen Gedanken haben, aber das Ungarn von 1848, das sich selbständig machte und von Oesterreich sich losriß, war seinen Bürgern wirklich in vieler Beziehung ein Freiheitsbringer gewesen. Bisher hatte in diesem Ständestaat — politisch regiert er ja noch bis auf den heutigen Tag — der Adel allein alle Rechte besessen. Nun stellte er selber sich allen Staatsgenossen gleich, und zum Dank für diesen freiwiligen Verzicht ordneten sich Bürger und Bauern ihm unter. So wurde auch das damals fast vollständig deutsche

Bürgertum für den ungarischen Nationalstaat gewonnen: „Selbst diejenigen seiner Söhne", schreibt Friedjung, „die während der Revolution kaisertreu blieben, haben sich in den Jahren des darauf folgenden Polizeidrucks und Absolutismus von Wien abgewandt und sich unter die Führung der magyarischen liberalen Partei gestellt." Heute gibt es im Banat in Dorf und Stadt Leute, die sich der Unabhängigkeitspartei zurechnen und Männer aus der Gefolgschaft der Grafen Apponyi und Karolyi in den Reichstag wählen . . . .

Geschichtslos, sagte ich oben, sind die ungarländischen Schwaben. Sie sind auch führerlos. Denn ihre Intelligenz entweicht ihnen unter den Händen und sie selber finden nichts darin. Mehr noch: das Gegenteil würde sie Wunder nehmen. Deutsch ist ihnen die Bauernsprache schlechthin, der doch auch schon die Dorfaristokratie durch beflissen eingestreute „tesseks" und „kerems" einen Anstrich von Bildung und Weltläufigkeit zu geben versucht. Daß ein „Herrischer", ein Stadtmensch, anders als magyarisch reden könnte, erscheint ihnen vollends unverständlich. Das alles ist zwar noch nicht lange so. In Temesvar, das bis vor zwanzig Jahren eine ganz deutsche Stadt war, leben heute noch neben rund 28 000 Magyaren 32 000 Deutsche, für die, was immerhin gewisse Schlüsse zuläßt, sieben bis acht deutsche oder deutsch geschriebene Zeitungen bestehen, und im Stadtparlament sitzt mehr als einer, dessen magyarische Sprachkenntnisse nicht allzuweit über das „igen" (Ja) und „nem" (Nein) hinausreichen. Weshalb wichtige Fragen regelmäßig im kleinen, sozusagen privaten Kreis vorher auf deutsch durchgesprochen zu werden pflegen. Aber diese Alten sterben aus, und der Nachwuchs gibt sich stockmagyarisch. Ich habe als geborener Auslandsdeutscher Zeit meines Lebens ein ganz eigenes Interesse für diese Dinge gehabt und viele von den Stätten besucht, in denen der Deutsche in der Zerstreuung oder im Kampf mit anderen Völkern lebt. Dieser Typus ist mir doch neben dem Petersburger Deutschen und mancher Londoner City-Erscheinung als der unerfreulichste im Gedächtnis geblieben: der Kunstmagyar deutschen Blutes, der Namen und Sprache ablegt wie ein unsauberes Gewand und von Stund an zu einem gehässigen Verfolger aller seiner Landsleute wird, die nicht die gleiche Wandlung mitzumachen vermögen. Die heißt er dann — was an sich nicht ohne grotesken Humor ist — „Renegaten", indes er sich selber als „Patrioten" anpreist. Nie haben wir Deutsch-Balten die Gewalttaufe Dorparts in Jurjew anerkannt. Dorpat blieb durch bald drei Jahrzehnte uns immer Dorpat, Dünamünde immer Dünamünde. Diese Herrschaften aber sprechen — 8 Jahre nach dem Ortsnamensgesetz des Baron Banffy — mit einer Selbstverständlichkeit und, auch wo sie unter lauter Deutschen sind, einer liebedienerischen Bereitwilligkeit von Zombolya und Poszony, von Brasso und Nagyszeben, als ob es nie ein Hatzfeld und Preß-

burg, ein Kronstadt und Hermannstadt gegeben hätte. Nun sagt man mir: es gäbe in Südungarn auch andere Deutsche. Ganze Dörfer, wie z. B. das protestantische Liebling (nebenbei der einzige Ort, der seinen historischen Namen behalten durfte), in denen eine sehr lebhafte, rüstig vorwärtsschreitende völkische Bewegung wahrzunehmen sei. Ich selber bin in diese Dörfer nicht gekommen; aber ich weiß, daß es seit Jahren eine „ungarländische deutsche Volkspartei" gibt, die bei den letzten Wahlen in Werschetz sogar recht ansehnliche Ergebnisse erzielt hat, weiß auch, daß man seit manchem Jahr sich bemüht, eine deutsche Intelligenz zu erziehen.

Wie weit diese Arbeit Erfolg verheißt, vermag ich, da mir in den Stücken der Augenschein fehlt, nicht zu beurteilen. Mühselig, unendlich mühselig ist sie auf alle Fälle. Besser wäre es schon, der ungarische Staat hilfe von sich aus ein wenig nach und gäbe seinen Deutschen die Volksschule zurück, auf die sie nach dem Nationalitätengesetz von 1868 rechtlichen Anspruch haben. Er hat von ihnen wirklich nichts zu befürchten, aber er verdirbt sich durch die bisherige Praxis ein wertvolles Menschenmaterial. Und er gerät in Gefahr, ein Element zu verlieren, das ihm bei dem künftigen, doch gerade von den Magyaren geforderten Ineinanderwachsen der beiden Zentralmächte nützliche Mittlerdienste leisten könnte.

* * *

Ich bin mir bewußt, daß manches, was ich hier über das Verhältnis Ungarns zu Oesterreich und zum Deutschtum sagte, von vielen, die ich in den Ländern der Stephanskrone kennen und schätzen gelernt habe, mir verdacht werden wird. Aber es hat keinen Sinn, vor Dingen, die nun einmal sind, die Augen zu verschließen. Und es ist kindhaft, wiewohl das in unserem unpolitischen Volk eine sehr verbreitete Auffassung ist, sich mit dem Einwand zu getrösten: die Magyaren meinen ja nur die Deutschösterreicher, nicht uns. Wir wollen doch nicht die Geschichte des 1867er Ausgleichs wiederholen, der mit deshalb zu einer Quelle nie abreißenden Haders wurde, weil man, um Schwierigkeiten für den Augenblick zu entgehen, für manches, was ganz scharf zu präzisieren war, mit Absicht unklare und zweideutige Fassungen wählte. Wenn zwei Völker vorhaben, über die Schicksalsgemeinschaft dieses Daseinskampfes hinaus sich zur Lebensgemeinschaft zu verbinden, muß allem zuvor Klarheit zwischen ihnen herrschen. Dann dürfen nicht Feste und feierliche Begrüßungen zum Anlaß werden, daß Gastgeber und Gast aus zarter gesellschaftlicher Rücksicht einen Teil ihrer Bedenken, Befürchtungen, ihrer heimlichsten Empfindungen behutsam in sich verschließen. Das eben war die Art unserer früheren Besuchsfahrten und Völkerverbrüderungen, zu der wir, so Gott will, doch

nimmer zurückzukehren gedenken. Gerade darum aber scheint es mir eine ernste und nicht aufschiebbare Pflicht, unseren ungarischen Freunden zu sagen, daß wir ihre getrennte Buchführung in nationalen Fragen, diese im heimatlichen Kleinkrieg erwachsene Scheidung von Reichsdeutschen und Deutschösterreichern nicht mitzumachen vermögen. Die Deutschen der österreichischen Reichshälfte sind ein so wertvoller Bestandteil der deutschen Gesamtnation und werden es im Rahmen einer waffenbrüderlichen Zukunft erst recht sein, daß alles, was ihnen geschieht, wohl oder übel auf uns zurückwirken muß. Zudem wird nicht zu übersehen sein, daß diese magyarisch-österreichischen Dinge bisweilen doch die Tendenz haben können, über den Bereich des Familiengezänkes und der häuslichen Empfindlichkeiten hinauszuwachsen. Gewiß haben die Magyaren in der Blutnot dieses Krieges sich tapfer und heldisch geschlagen und vieltausendfältig ihre Treue bewährt. Damit aber wird die Tatsache nicht ausgelöscht, daß neun Jahre lang, von 1903 bis 1912 die magyarische Opposition — eben aus diesen Empfindlichkeiten heraus sich der Neuauffrischung der Wehrverfassung der Doppelmonarchie widersetzt hat und daß die Fehler, die damals begangen wurden, mit Strömen von reichsdeutschem, ungarischem und österreichischem Blut bezahlt werden mußten. Wie die Ungarn auch sonst wohl, von früh bis spät bemüht die eigene Staatspersönlichkeit wie einen rocher de bronce zu stabilieren, die Sorgen für den Gesamtstaat zumeist Oesterreich überlassen haben. Die Charitas, sagt ein alter englischer Spruch, hat im Hause zu beginnen. Der Waffenbrüderlichkeit erstes und vornehmstes Gebot aber soll die Wahrhaftigkeit sein.

IV.

Deutsch-Oesterreich.

Man ist bei uns, bei der grotesken Unkenntnis österreichischer Dinge, die auch der Krieg kaum wesentlich gemindert hat, unseren österreichischen Volksgenossen nie ganz gerecht geworden. Die lebten seit dem Ausgang der 70er Jahre im Schatten. In der Hofburg vergaß man es ihnen nicht, daß sie 1878 der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina widerstrebt hatten, und auf ihren Fehlern stieg Ungarn empor. Seitdem galt es in Wien den einander ablösenden Ministerien, mit wenigen Ausnahmen, als vornehmste Pflicht, den Deutschen zu mißtrauen und, um sie in Schach zu halten, sich auf die Slawen zu stützen. Denen aber war der österreichische Staat — wenigstens vor dem Krieg — im wesentlichen ein Ausbeutungsobjekt. Ihre nationalen Träume ließen sich nur verwirklichen, indem sie möglichst große Stücke der Staatshoheit an sich rissen, und das haben sie denn auch ohne Scheu und Sentimentalität besorgt. So bildeten Tschechen und Südslawen, die einen mehr, die anderen weniger, pyramidenförmig aufsteigende nationale Organisationen aus, die ihre Ausläufer in die Ministerien und die Regierung des Staates entsandten, gegen den sie im Grunde gerichtet waren. Die Deutschen aber konnten dies Verfahren schon um deswillen nicht mitmachen, weil sie mit dem österreichischen Staat, dessen stolze Geschichte doch auch zugleich ihre eigene Geschichte war, sich identifizierten. Und schon darum, aus diesem sittlichen Gefühl heraus, das sie zwang, zu jeder Frist ihre staatliche Pflicht zu erfüllen, mußten sie in der parlamentarischen Arena am Franzensring und im weiteren Verfolg beim politischen Wettbewerb der Nationen die Schwächeren bleiben. Dazu kam dann noch ein anderes. Nur junge Völker können sich die unbedingte Geschlossenheit ihres politischen Denkens und ihrer Ziele bewahren. Ältere, reicher gegliederte, werden immer unter der Vielheit ihrer Interessen leiden, auch die höhere Bildung, die Individualismus und Individualitäten erzeugt, gereicht ihnen zur Zerklüftung. In Oesterreich liegen die Dinge nun zudem noch so, daß die Deutschen in den verschiedenen von ihnen besiedelten Kronländern

sich einer ganz verschiedenen Umwelt gegenübersahen. In Nordtirol, Salzburg, ganz Oberösterreich, Nordsteiermark, zum Teil auch in Niederösterreich wußte man und weiß man bis auf den heutigen Tag nicht viel von nationalen Kämpfen. Das ist, um ein Wort des Dr. Georg Heim zu variieren, eine Art Bayern, nur mit einem schwarzgelben Bandl, statt eines blauweißen darum. Dem gewöhnlichen Mann, und doch wohl auch dem ganzen Mittelstand, kommt es gar nicht in den Sinn, daß seine deutsche Sprache, seine deutsche Sitte und sein deutsches Gebet je bedroht werden könnten. Und so bringt er aus ganz natürlichen Gründen kein rechtes Verständnis auf für den harten Kampf, den die Sudetendeutschen seit rund fünfzig oder sechzig Jahren Tag für Tag um ihre nationale Existenz zu kämpfen haben, und der auch ihre Seelen hat hart und, wie manche behaupten, einseitig werden lassen. Das hat neue Trennungsstriche zwischen die deutschen Stämme Oesterreichs gelegt, hat zuweilen auch ihnen die Fähigkeit, sich straff auf ein Ziel zu konzentrieren, gelähmt. Aber der Hang zur Parteiung entspricht wohl einem allgemeinen Habitus der Deutschen, und wir sollten am Bruder nicht tadeln, wessen wir selber uns täglich und stündlich schuldig machen. Gewiß, süddeutsche Art ist anders als norddeutsche, und diese weiche süddeutsche Art hat bei der Abgeschiedenheit, die in manchem Belang doch bis in die Zeiten der Ferdinande und Rudolfs II. zurückreicht, in Oesterreich noch ihre besondere Ausprägung erfahren. Man ist beweglicheren Sinnes als bei uns und empfänglicher für jeden Eindruck. Man jauchzt leichter und ist ebenso leicht zu Tode betrübt. Man hat auch — nicht zuletzt angesichts dieser furchtbaren Teilnahmslosigkeit der Reichsdeutschen — eine ausgesprochene Neigung zum Pessimismus, verlor vielfach sogar das rechte Selbstvertrauen, und manche ansehnliche Begabung erschöpft sich in Krittelsucht und selbstironischen Zweifeln, statt handanlegend zu positiven Werken auszuschreiten. Aber daneben gibt es doch auch viel leuchtenden Optimismus, der hofft und arbeitet und arbeitet und hofft, und wer einmal draußen in seiner Harmoniegasse dem Meister der österreichischen Geschichtsforschung, Heinrich Friedjung, gegenübergesessen hat, in dem sich — die Wohnstätte wird hier fast zum Omen — auf eine so wundervoll harmonische Weise ein starkes deutsches Stammesgefühl und ebenso kernhafte österreichische Staatsgesinnung ineinanderschlingen, der ist immer wieder mit einem Herzen voll Zuversicht von hinnen gegangen. Wir haben allen Grund (das Wort stammt von einem geborenen Reichsdeutschen, der als Professor an einer österreichischen Universität zum begeisterten Vorkämpfer des dortigen Deutschtums geworden ist), uns vor dem „reichsdeutschen Größenwahn“ zu hüten, der mit dem Fuchsenlied „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren“ auf den Lippen durch die Welt geht und sich einbildet, hinter Kufstein und Tetschen

und nordwärts von Polangen und Bajohren wohnten Deutsche zweiter Ordnung. Die Deutschen Oesterreichs sind uns gleichwertig. Und noch eines: Wien mit seiner lässigen Grazie ist nicht Deutschösterreich. Ist ebensowenig Deutschösterreich, wie Pußta und Zigeunermusiken Ungarn sind ...

Der Krieg hat die Deutschen Oesterreichs wachgerüttelt. Sie haben von allen Völkern der westlichen Reichshälfte in ihm die größten Opfer gebracht; wie schmerzlich große, wird sich wohl erst abmessen lassen, wenn nach Friedensschluß von den tapferen Söhnen der Alpenländer die übriggebliebenen heimkehren in die jetzt verödeten Dörfer und Weiler. Aber sie möchten sie nicht umsonst gebracht haben, und, was an ihnen ist, tun, um das Gefüge des alten Kaiserstaates, der ihnen nun erst recht teuer geworden ist, wetterfester aufzurichten als zuvor. Es ist ja nicht wahr, was in den ersten Kriegsmonaten (Herr Hermann Bahr, der Prophet von Salzburg, setzt diese wenig aufklärende Tätigkeit freilich auch heute noch fort) leichtbeschwingte Wiener Feuilletonisten uns vorerzählt haben von dem Anbruch des goldenen Zeitalters, in dem Lamm und Tiger einander zärtlich zu küssen anfingen. Und es wird auch nicht ganz stimmen, was manche selbst bei uns eifervoll zu beschwören lieben, daß Panslawismus und Neoslavismus nun endgültig tot sind. Als ich im zweiten Kriegswinter in Wien einen Prager Bekannten nach seinen heimatlichen Zuständen befragte, sagte er mir: „Sie können jetzt am Wenzelsplatz die „Wacht am Rhein" singen". Das mag wohl sein, und wenn die braven Prager Farbenstudenten nicht alle im Felde wären, würde ihnen zurzeit beim Grabenbummel vermutlich keine rohe Pöbelfaust die Mütze vom Kopf schlagen. Die Tschechen sind eingeschüchtert und bemühen sich, sichtlich von Herrn Kramarsch abzurücken und von Herrn Masaryk, der ehedem, damit sie gelesen würden, in deutscher Sprache kluge und fesselnde Bücher über Rußland schrieb und nun als Petersburger Professor zum Deutschenhaß aufruft. Die frühere Angriffslust ist einer schweigenden Resistenz gewichen, aber versöhnt sind die Tschechen nicht. Und auch der flüchtige Besucher Prags, der diese zumal im jungen Sommergrün bezaubernd schöne Stadt liebt, muß in den öffentlichen Wirtschaften sein Anrecht auf eine deutsche Anrede immer noch erst durchsetzen. Dennoch sind diese tschechischen Ängste unbegründet. Kein Mensch in Oesterreich denkt — trotz manchem, was geschehen ist — daran, den Tschechen in Zukunft ihren Lebensspielraum einzuengen, Rechte, auf die sie durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit im Kleinen Anspruch sich erwarben, ihnen zu nehmen. Derlei besinnen auch die vielverlästerten Deutsch-Böhmen nicht, die ja in Wahrheit der nationalen Wiedergeburt der Tschechen zunächst durchaus freundlich zur Seite standen und ihren literarischen Aufschwung in seinen Anfängen mit ehrlichem Wohlwollen gefördert

haben. Jedermann — selbst unter den feurigsten Vorkämpfern des Deutschtums — ist sich klar darüber, daß die Tschechen in Oesterreich nicht mehr germanisiert werden können, daß, seit die westslawischen Stämme überhaupt zum nationalen Bewußtsein erwachten, der Staat nur noch aufzubauen ist auf einer wohlverstandenen, natürlich nicht mechanischen Gleichberechtigung der Völker. Die Zeiten, wo die Deutschen in der Donaumonarchie das Herrenvolk sein konnten, sind nun einmal unwiederbringlich dahin. Aber daß sie wieder das durchaus führende sein müssen, ist — gerade durch die Erfahrungen des Krieges, die vielfach recht schmerzlichen — ihnen aufs neue zur Gewißheit geworden, und darum ist im Bügertum und in der Armee, die zur Stunde dieses Bürgertums stärkste Hoffnung ist, auch nur eine Stimme darüber, daß das Deutsche als Staatssprache festgelegt werden muß. Über den bisherigen gesetzlichen Zustand, der in dem § 19 der 1867iger Verfassung von der Gleichberechtigung aller Sprachen seine Grundlage hat, urteilt Friedjung in seinem mehrfach angezogenen Buch: „Unheilvoll war das Aussprechen eines Grundsatzes, der unter Sprachen verschiedenen Kultur- und Gebrauchswertes doch nie ganz durchführbar ist. Denn wie sollte er bei den Zentralbehörden zur Geltung kommen, wie in der Armee? Hier muß doch ein abgestuftes Recht bestehen, damit nicht Verwirrung einreiße; in einem Reich mit neun Volksstämmen kann Ordnung nur durch eine gewisse Einheit aufrechterhalten werden."

Um solcher Einheit vorzuarbeiten, wollen die Deutschen sich politisch und parlamentarisch zusammenschließen. Der Nationalverband, der ja eigentlich keine Partei ist, mehr ein Zweckverband, eine lose Verknüpfung verschiedener Elemente für ganz bestimmte völkische Aufgaben scheint vielen nicht mehr das rechte Instrument für die neue Zeit und ihre ungleich größeren Aufgaben. Deshalb möchten sie ihn abgelöst sehen durch eine Deutsche Arbeitspartei, in der sich die nationalen und liberalen Elemente Steiermarks, Kärntens, Oberösterreichs, auch Tirols und der Sudetenländer zusammenfänden, und die dann als eine starke Partei der Mitte ihre Fühler ausstrecken könnte nach rechts zu den Christlich-Sozialen und nach links zu den Sozialdemokraten, um so einen wirklichen deutschen Block zustande zu bringen. Bisher ist der Zusammenschluß auf dieser Grundlage noch nicht gelungen. Wir wissen ja aus unseren eigenen reichsdeutschen Erfahrungen, wie schwer und mühselig sich derlei Umgruppierungen im Parteileben vollziehen. Jede bedeutet zugleich eine „Verkürzung der Front", und damit für so und so viele, die bisher Führer waren, den Verlust ihrer führenden Stellung. Schon das erweist sich, bismärckisch gesprochen, häufig als Impedimentum. Was bislang erreicht ward, ist die Bildung einer neuen Gruppe innerhalb des Nationalverbandes, die ihm aber

wenigstens manche rüstige Kraft zugeführt hat, die vorher draußen stand. Zudem wäre es an sich ja auch denkbar, daß man zu dem nämlichen Ziele, dieser Fühlungnahme nach rechts wie nach links, auf den Wegen des Nationalverbandes vorzudringen vermöchte. Die Zeit jedenfalls ist nicht ungünstig, das Gefühl für die Notwendigkeit solcher Neuorientierung übermächtig. Enger als zuvor sind die Beziehungen zwischen Nationalverband und Christlich-Sozialen geworden. Selbst über die Häupter der Sozialdemokratie streicht es wie ein Hauch von Lenzesluft, und zuweilen stößt man auch dort auf ganz überraschende Einsichten. Die Sozialdemokratie in Deutschösterreich schaut ja anders aus als die unserige. Die Wiener „Arbeiter-Zeitung", an der Männer zusammenwirken wie Karl Renner, der gelehrte Bibliothekar des Reichsrats, Engelbert Pernerstorfer und Karl Leuthner, der leidenschaftlichste Deutsche, der mir in meinem Leben begegnete, ist zurzeit zwar ohne Frage das am besten redigierte und geschriebene Blatt Deutschösterreichs. Aber als Ganzes ist die Sozialdemokratie dort doch weniger regsam, geistig weniger beweglich als im Reich. Vielleicht hängt das mit ihrer Blutmischung zusammen. Draußen in der österreichischen Provinz ist die Sozialdemokratie eine kleinbürgerlich demokratische Partei. Ihr Hauptsitz ist Wien; die Wiener Arbeiterbevölkerung aber ist dem Blute nach nicht deutsch. Die Alpenländer mit ihrer verhältnismäßig geringen Geburtenzahl vermögen die Arme und Hände, die die Millionenstadt Wien braucht, längst nicht mehr zu liefern. Das besorgen die Slawen, besorgen Tschechen, Slowenen und Slowaken, die ihren Überschuß jahraus, jahrein in die Kaiserstadt entsenden. Und hier werden sie, obschon sie zuweilen sich widerhaarig zeigen und nicht mehr die „liabn Böhm" des verstorbenen Lueger sind, zumeist in der zweiten Generation schon sprachlich eingedeutscht. So ist Wien bis auf den heutigen Tag die größte Germanisierungsanstalt der Welt geblieben. Aber dieses Volk, das in den „enteren Gründen" aufwächst, ist politisch nicht übermäßig interessiert, ist überhaupt schwerfälliger als die Arbeiterschaft im Reich und läßt sich für Probleme, die über den Werktag hinausreichen, nicht leicht erwärmen. Indes zu Häupten der deutschösterreichischen Sozialdemokratie keimt junges Leben, und die Erkenntnis bricht langsam durch, daß die Internationalität von den Nichtdeutschen intra mures et extra immer nur als die Internationalität der anderen verstanden wurde, derweil man sich selber stillschweigend vorbehielt, in der Stunde der Entscheidung so völkisch zu empfinden und zu handeln, wie nur irgend möglich. Daß diese lebenspendende Erkenntnis nicht die Kreise um Austerlitz und, zum Teil, auch um den alten Viktor Adler ergriff, braucht nicht erst gesagt zu werden. Das sind Steine unter Steinen. Etwa — nicht ganz so — wie unsere Kautskys und Haases.

So ungefähr sehen die Ziele dieses, wie ich es nennen möchte, jungen Oesterreichs aus: sie wollen ein Nationalitäten- und Sprachengesetz, das die Geltung der deutschen Sprache nach den Bedürfnissen des Staates und einer geordneten Verwaltung festlegt. Erstreben eine Regelung der Länder- und Gemeindeautonomie, die nach Möglichkeit die nationalen Grenzen fixiert und so die täglichen Reibungsflächen vermindert. Mit der Autonomie, die natürlich nur den staatlich ganz Zuverlässigen ausgefolgt werden kann, aber auch eine Stärkung des Staatsgefühls und eine Wiederherstellung der Staatskraft. Und verlangen daneben noch unterschiedliche innerpolitische Reformen, die den Draußenstehenden einstweilen weniger interessieren. Auf solche Programmsätze hin ist vor bald Jahresfrist als Spiegelbild und Gegenstück unserer „Deutschen Gesellschaft von 1914" in Wien die „Oesterreichische Politische Gesellschaft" begründet worden; in ihr wie in dem älteren „Deutschen Club" sammelt sich so ziemlich alles, was der Erneuerung Oesterreichs den Weg zu bereiten wünscht.

V.

Oesterreichische Strömungen.

Diese österreichischen Deutschen, die mit allen Kräften der Seele eine Neuordnung ihres Staatswesens erstreben, erschöpfen sich aber nicht nur in innerpolitischen Wünschen. Genau so wichtig — oder vielleicht wichtiger noch, weil ohne solchen Anschluß sie ja doch je länger je mehr in die leidende Rolle der geborenen Minderheit gedrängt werden müßten — erscheint ihnen die Neuregelung der auswärtigen Beziehungen der Monarchie auf der Grundlage einer ganz engen Verbindung mit dem Deutschen Reich. Man hat in diesen zweieinhalb Jahren, bei festlichen Anlässen und geschäftlichen Zusammenkünften, hat auch in Presse und Parlament bei uns recht häufig das Wort von der Lebens- und Schicksalsgemeinschaft der beiden Mittelmächte gebraucht. Wie die etwa auszusehen hätte, hat man zu sagen freilich meistens unterlassen. Vermutlich wäre man auch in Verlegenheit geraten, wenn man sie im einzelnen hätte schildern sollen. Die österreichischen Deutschen, denen man — und sicher nicht ganz ohne Grund — nicht selten ein unfruchtbares Raunzertum vorzuwerfen liebt, haben zum mindesten in diesen Stücken sich als die vorsorglicheren und die mehr schöpferischen erwiesen. In ihren Kreisen ist schon vor Jahr und Tag ein umfassendes Programm ausgearbeitet worden, das zu seiner Frist auch der Öffentlichkeit übergeben werden soll. Dabei haben sie an den Fürsten Bismarck angeknüpft, der 1879 ja auch zunächst ein „generelles Bündnis" gewollt hatte und hernach auf den bloßen Verteidigungsbund gegen Rußland nur eingegangen war, weil bei der Wiener Regierung sich im Augenblick mehr nicht erreichen ließ und man dort sich sträubte, die geforderten Garantien für Elsaß-Lothringen mit zu übernehmen.

Nun, meinen unsere österreichischen Volksgenossen, seien die Bedenken von ehedem durch den Gang der Geschichte ausgeräumt, die letzten durch den ehernen Tritt dieser eisernen Zeit zerstoben. Die beiden Kaisermächte tatsächlich wieder zu der politischen und militärischen Einheit zusammengewachsen, die das von ihnen eingenommene Gebiet

durch ein volles Jahrtausend darstellte, und solchen Tatsachen heiße es jetzt durch „pragmatische Einrichtungen", wie Bismarck sie einst gewünscht hatte, den sinn- und zeitgemäßen Ausdruck zu finden. Politisch, militärisch und wirtschaftlich möchten sie hinfort den Bund verankert sehen. Politisch durch ein Verteidigungs- und Friedensbündnis zur Abwehr jedes Angriffs, bei dem beide Teile einander die Integrität ihrer Reiche garantieren und sich verpflichten, die Waffenhilfe mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Streitkräften zu leisten und Frieden nur im beiderseitigen Einvernehmen zu schließen. Jede Verletzung des künftigen Friedens gilt als Bündnisfall; alle Verträge der beiden Monarchien mit dritten Staaten werden vor der Ratifizierung dem anderen Bundesgenossen bekanntgegeben; die Dauer des Bündnisses wird zunächst auf fünfundzwanzig Jahre festgesetzt und wird automatisch verlängert, falls nicht im vierundzwanzigsten eine Kündigung erfolgt.

Neben den politischen gehen militärische Abmachungen einher. Als wichtigste und — wie wir nun doch wohl erfuhren — unerläßlichste: die Verpflichtung der Verbündeten, den nämlichen Prozentsatz ihrer männlichen Bevölkerung für den Waffendienst auszubilden; drüben wie hüben soll in Zukunft die Wehrkraft der Völker gleichmäßig ausgenutzt werden. Schließlich, als Krönung und Abschluß des Ganzen: die Zollunion. Auch da ein Anknüpfen an Gedanken, die früher schon gedacht worden sind: von Clemens Metternich, von Ferdinand von Bruck, dem ein wesentlicher Teil seiner stolzen Lebensarbeit in dem Plan sich erschöpfte, das Band zwischen der alten preußischen Heimat und der neuen seines Staatsmanntums enger zu schlingen, nicht zuletzt auch von Otto von Bismarck. Bis Rudolf Delbrück und die Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedensvertrags es dann endgültig zerrissen. Der wirtschaftliche Block von 120 Millionen Menschen, von dem unsere deutsch-österreichischen Freunde meinen, daß er allein die Autarkie, die Möglichkeit der Selbstversorgung, deren bittere Notwendigkeit dieser Krieg uns lehrte, beiden Staaten zu verbürgen vermöchte und zugleich machtgebietend genug wäre, um die anderen von Sperren und Handelskriegen abzuschrecken. Der Plan — ich weiß es — ist bei uns nicht mehr recht populär. Anfangs schien er, von ein paar Interessentengruppen abgesehen, in aller Herzen zuzünden. Die lange Kriegsdauer hat auch hier erkältend gewirkt, hat die Kraft bezwingender Impulse gelähmt. Die kühlen Rechner haben wieder die Oberhand gewonnen, die fragen: was gebe ich dir und was bekomme ich dafür? Was profitiere ich bei dem Geschäft?

Man wird ohne weiteres zugestehen dürfen, daß bei den Männern, die in Oesterreich den Zollbund betreiben (es gibt natürlich auch dort andere), selbst bei den Geschäftsleuten, das völkische Moment, das natio-

nalpolitische, überwiegt. Für sie ist der feste Zusammenschluß der beiden Mittelmächte schlechthin eine Daseinsfrage, und darum erklären sie: ohne einen wirtschaftlichen Unterbau, der mit seinem Schwergewicht auch die Auseinanderstrebenden zusammenfügte, könnten selbst in redlichster Absicht geschlossene politische Verträge immer wieder gefährdet werden. Sie kennen eben die innere Geschichte Oesterreichs, die wir im Reich leider Gottes gar nicht kennen, die Kräfteverteilung in diesem Staat, der ehrwürdig ist und wunderlich zugleich, zäh und lebensstark und doch mit allerhand schwachen und verwundbaren Stellen, seine heimliche Dynamik und wissen, daß Stimmungen kommen und verwehen, Verhältnisse und Menschen wechseln, und daß es schon Zeiten gegeben hat, wo, wenn nicht der einzige, so doch der festeste Halt des bisherigen Bündnisses in der unbeirrbaren Ritterlichkeit des verewigten Kaisers bestand. Sie möchten nicht, daß eines Tages die für das auswärtige Geschäft des Deutschen Reiches Verantwortlichen es vorteilhaft finden könnten, vor die Wahl zwischen Oesterreich und Rußland gestellt, für dieses zu optieren. Der Gedanke erscheint ihnen einfach schreckhaft, daß unter der Herrschaft von Antrieben, die waren und wiederkommen können, man auch in Oesterreich für eine Annäherung an Rußland, das trotz allem, was jetzt über diesen Gegenstand zusammengeschrieben worden ist, die Vormacht des Westslawentums bleiben wird, oder selbst an England sich zu erwärmen begönne. Auch unter solchem Gesichtswinkel halten sie die bisherigen Methoden des Handelspolitik nicht für ungefährlich. Es ist schon dagewesen, daß, ungeachtet des politischen Bündnisses, die Geschäftsträger der beiden alliierten Mächte — und wenn es nicht gerade Botschafter und Gesandten waren, waren es Konsuln und Handelsattachés — einander da und dort, zumal auf dem Balkan, emsige Konkurrenz gemacht haben. Das ist dann niemals ganz ohne Rückwirkung auf die politischen Beziehungen geblieben, und die Leidtragenden waren allemal die österreichischen Deutschen. Vor solchen Entwicklungen und Möglichkeiten wünschen sie in alle Zukunft sich bewahrt zu sehen. Und empfehlen auch in der Beziehung ein Zurückgreifen auf Bismarck. Von ihm hat Moritz Busch uns erzählt, daß er ursprünglich ein „öffentliches, verfassungsmäßiges Bündnis“ geplant hatte. Das sollte durch die Mitwirkung aller konstitutionellen Faktoren zustandekommen und also auch nur durch ein solches Zusammenwirken, will sagen, in Deutschland nur mit Zustimmung des Kaisers, des Bundesrats und Reichstags, in Oesterreich des Monarchen und der Vertretungen von Cis- und Transleithanien auflösbar sein. Wäre der Bund so wurzelfest begründet, so würden in der Tat gewisse unbehagliche Erscheinungen der letzten Jahre damit von selber verschwinden. Es wäre dann nicht mehr gut denkbar, daß in den österreichischen Ministerien Männer säßen, deren Anhänger und Parteifreunde das Bündnis mit

Deutschland in jeder Delegation aufs neue erbittert bekämpften. Die wohl auch selber noch, bevor sie auf der Regierungsbank sich niederließen, mit Russen und Serben und Franzosen rauschende Verbrüderungsfeste gefeiert und allem Deutschtum den Untergang geschworen hatten.

Das alles ist natürlich ausgesprochen völkisch empfunden, und es wird in Oesterreich wie bei uns im Reich nicht an Leuten fehlen, denen es geradezu als nationaler Chauvinismus oder gar als „alldeutsche Phantasterei" erscheint. Und ist dabei vielleicht doch nur die Summe sehr nüchterner realpolitischer Erwägungen und das mannhafte Aussprechen dessen, was ist. Es gibt in Deutschösterreich selbstverständlich auch andere Strömungen. Da sind zunächst, wie überall wo Deutsche hausen, die Partikularisten, die Vertreter eines ängstlichen und selbstzufriedenen Altösterreichertums. Und dann sind da — in Böhmen: der alpenländische Hochadel ist ohne politischen Einfluß — jene mächtigen und einflußreichen feudalaristokratischen Kreise, die ihr Herz von der Sache des eigenen Volkes abgekehrt haben und denen seit den Wiener Märztagen und den fünfziger Jahren alles bewußt Deutsche als mehr oder minder liberal ungemein verdächtig ist. Obschon, wie man mir versichert, manche (einige meinen sogar: viele) aus dieser Schicht unter den Erfahrungen des Krieges erfreulich umgelernt haben. Und dann ist noch eine andere Richtung, für die in seinen Schriften und Zeitungsaufsätzen mit nicht alltäglichem Wissen, mit schillernder Dialektik und dem Schwung einer eigengewachsenen, niemals überladenen, immer gepflegten Sprache der schon früher erwähnte Dr. Karl Renner wirbt. Der ist unermüdlich, die Not zum Rang einer Tugend zu erheben und uns glauben zu machen, daß wir im Nationalitätenstaat die feinste Ausprägung staatlichen Beieinanderwohnens zu verehren hätten. In Zeitläuften, wo alles, was seit Jahren und Jahrzehnten auf dem Balkan geschieht, nur zu begreifen ist aus der Bewegung der einzelnen Völker und Volkssplitter zum Nationalstaat, verkündet Renner pathetisch: „der stolze, aber enge Geist des Nationalstaates ist gewesen". Die Leitidee Mazzinis, daß nur der reine geschlossene Nationalstaat Recht hat, der Nationalitätenstaat immer Unrecht, sei „die Leitidee eines überholten Jahrhunderts". Nationalitätenstaaten würden von nun ab „Weltnotwendigkeiten", die gegebene Folge der fortschreitenden Bildung von Weltstaaten. Oesterreich aber sei bereits dabei, diese Weltnotwendigkeit, das Lebensgebot einer reicheren und gesitteteren Zukunft, zu verwirklichen. Sein „Vitalprinzip" sei das gemeinsame Wirtschaftsgebiet, das „große Wirtschaftsreich der kleinen Völker". Nun käme es nur noch darauf an, an diesem übernationalen Staat, von dem beiläufig auch Bismarck ausgegangen sei, „jeder Nation ihren verfassungsmäßig festverbürgten Anteil zu sichern". Denn daß die Nationen

an sich unzerstörbar geworden seien, ließe aus einer tausendjährigen Geschichte leicht sich erweisen.

Dazu wird zunächst zu sagen sein, daß Bismarck nicht vom übernationalen Staat, sondern, wenn man's so nennen darf, vom unternationalen ausgegangen ist. Vom Staat, der kleiner war als die Nation, dafür aber völkisch einheitlich und geschlossen. Das scheint mir ein Unterschied und zwar ein recht beträchtlicher zu sein. Aber ob das Zeugnis Bismarcks nun dafür ausschlüge oder dawider, an geschichtlichen Tatsachen vermöchte es natürlich nichts zu ändern. Und eine geschichtliche Tatsache, mit der wir wohl oder übel uns abzufinden haben, ist nun einmal, daß Oesterreich ein Nationalitätenstaat geworden ist und es in alle Zukunft bleiben wird. Es ist zwar in solcher Zuspitzung nicht richtig, daß Nationen „unzerstörbar" wurden. Bruchteile von Nationen sind sehr häufig schon zerstört, d. h. ausgetilgt worden, und zumal die Deutschen in der Donau-Monarchie wüßten in Cis und Trans, besonders aber in Galizien, ein Lied davon zu singen. Aber eine Germanisierungspolitik ist selbstverständlich nicht mehr möglich. Und jeder Versuch zu ihr müßte allein an der brutalen Macht der Zahlen zerschellen. Die Deutschen sind in der Minderheit: das ist ihre Schwäche, darf aber nimmermehr ihnen zum Schicksal werden.

Im übrigen wird der Streit, ob der Nationalitätenstaat die höhere Form ist oder der Nationalstaat, am besten wohl auf die Zeit nach dem Frieden zu vertagen sein. In dem Rennerschen Kreis erwuchs, ohne sich nebenbei auf ihn zu beschränken, die Behauptung: nur der Nationalitätenstaat hätte die Kraft gehabt, die „Bajonette der Westslaven zu binden". Und nicht zu viele Völker zähle das Habsburger Reich, sondern noch zu wenige. Über das Maß dieser Bindung werden die Auffassungen vermutlich auseinandergehen, aber offen und rückhaltslos wird sich wohl erst später darüber reden lassen. Einstweilen verzeichnen wir nur die melancholische Erscheinung, daß die Westslaven, in Sonderheit die Tschechen keineswegs gewillt scheinen, mit dem Ziel, das ihnen Karl Renners Schreibtischidee zuweist, sich zu begnügen. Sie danken für den „gesetzlich unabänderlich festgelegten Anteil an dem Wirtschaftsreich der kleinen Völker" und haben soeben erst, über alle Parteiunterschiede hinweg, sich zu einem Kampfbund zusammengeschlossen, um ihre völkische Individualität und ihre mehr oder minder berechtigte Eigenart auf Kosten der Deutschen auch künftighin recht kräftig durchzusetzen. In solcher Lage werden doch wohl auch wir Reichsdeutsche über diese Dinge, die mehr sind als ein innerer Hader der Monarchie, ein Urteil aussprechen dürfen. Das soll beileibe kein Antasten fremder Souveränitätsrechte sein, keine vorwitzige Einmischung in Angelegenheiten, die jeder Staat allein zu ordnen hat. Aber bei der Gestalt, die im Krieg unser Bündnis angenommen hat

und die es in Zukunft erst recht haben soll, wird man es uns nicht verübeln können, wenn wir in der Donau-Monarchie den Teil der Bevölkerung ganz freimütig bezeichnen, der uns für die Erhaltung und Stärkung des Bündnisses der wertvollste dünkt. Die schamhafte, durchaus unpolitische Scheu, die wir bislang in der Beziehung übten, hat die Kramarsch und Genossen groß werden lassen, die dann erst im Krieg durch umständliche Hochverratsprozesse unschädlich gemacht werden mußten. Sie hat weder der Dynastie genützt noch uns hier im Reich, dem österreichischen Deutschtum aber ist sie schlechthin verhängnisvoll geworden. In Zukunft wollen wir uns denn doch ein wenig besser betten. Uns und unsere Stammesgenossen jenseits der schwarzgelben Grenze. Den Pfahl ein wenig zu lockern versuchen, von dem Robert Hamerling einst geklagt hatte: er ginge mitten durch des Deutschösterreichers Herz. Was 1848 begonnen und 1866 vollendet ward, hat dem Deutschtum in der Welt unendlichen Segen gebracht; schlug ihm aber doch auch schwere Wunden. Und auf eine vielfach erschütternde Weise hat sich bewahrheitet, was Moritz Hartmann in seiner „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“ einst Max v. Gagern prophetischen Geistes zurief:

Die Krone Karls des Großen zu kaufen
Läßt er mit Schätzen die Donau laufen
Ins Haus dem Kaiser aller Reußen.
Verkauft er neun Millionen Deutsche
Der slavischen Peitsche.

VI.

Deutsch-Oesterreich und wir.

Aus den neun Millionen von damals sind inzwischen zehn, oder wenn man, wie Moritz Hartmann das tat, die beiden Reichshälften zugleich ins Auge faßt, zwölf Millionen geworden. Aber die Gleichgültigkeit gegen ihre Geschicke hat sich im Reich nicht gemindert. Vielfach ist sie sogar, dem gemeinsamen Krieg zum Trotz, gewachsen. Daß das österreichische Deutschtum in ihm die schwersten Opfer zu tragen hatte, habe ich schon an einer früheren Stelle gesagt: ihm fiel gewissermaßen die Rolle zu, die in der Entente von Frankreich gespielt werden mußte. Dennoch will die Kritik nicht schweigen, und immer wieder erlebt man, wie selbst von den Gebildeten unsere Volksgenossen mit Slaven und Welschen in einen Topf geworfen werden und eine „österreichische Nation“ konstruiert wird, die es doch nur in dem abgeleiteten Sinn der Staatsnation gibt und anders auch nie geben wird. Dabei pflegt dann regelmäßig noch eines, das Wichtigste, übersehen zu werden: daß das österreichische Heer in einer erheblich anderen Verfassung ins Feld zog als das unsrige. Bis zum Wehrgesetz von 1912 wurden in Oesterreich jährlich 135 570 Mann ausgehoben; bei uns bis 1911 für Heer und Marine 292 155. Oesterreich stellte, obschon es 77 pCt. der Bevölkerung des Deutschen Reiches zählt, für den Bündniskrieg nicht einmal die Hälfte der ausgebildeten Mannschaften Deutschlands. Auf den ersten Ruf mußten im August 1914 dort die Ausgebildeten bis zum 42. Jahr zu den Waffen eilen. Zweidrittel aller Männer bis zu diesem Alter — davon die Hälfte waffenfähige — blieben zunächst zu Hause. Das alles mußte — das neue Wehrgesetz von 1912, das nach neunjährigem Ringen der ungarischen Obstruktion abgetrotzt worden war, konnte erst im dritten Jahr seines Bestehens seine vollen Wirkungen zeigen — mitten im Weltkrieg nachgeholt werden und ist nachgeholt worden. Aber alle Versäumnisse waren wohl nicht wieder gut zu machen, der ganze Vorsprung kaum mehr auszugleichen. Wen trifft die Schuld? Zum ansehnlichen Teil, will mir scheinen, doch auch uns. Wir hatten bei der Natur unseres Bündnisses ganz einfach die Pflicht,

um diese Dinge uns zu kümmern. Haben die Franzosen nicht auch ein gleiches unangefochten bei Rußland geübt? Gewiß, sie ließen ihre Goldströme ins Reich des weißen Zaren gleiten, und die russische Armee, die uns alle durch ihre Zähigkeit und den Stand ihrer Ausrüstung überrascht hat, ward so recht eigentlich Frankreichs Werk. Milliarden haben wir der Donau-Monarchie nicht gespendet; unser Kapital, dem der nationale Taktsinn überhaupt fehlt, hat sich sogar in der Beziehung immer sehr zurückhaltend gezeigt und tut es noch. Dafür ward unsere auswärtige Politik seit langen Jahren im Sinn einer ausgesprochenen Gemeinbürgschaft geführt. Und auch das verlieh am Ende gewisse Rechte. Rechte und Pflichten, beides.

Nun hört man bei uns immer wieder die salbungsvolle Rede: die Deutschen Oesterreichs müßten zuvor sich selber helfen. Ihre sicher reichlich rückständige Verwaltung reformieren (neben der staatlichen, der sogenannten landesfürstlichen, geht eine landständische einher, eine autonome Gemeindeverfassung, eine wirkliche Selbstverwaltung fehlt), ihr Aktienrecht, ihre Steuergesetzgebung, ihre Schule, ihr noch allzu tief in Zünftlerei und Kleinbetrieb steckendes Wirtschaftswesen. Wenn sie das alles und noch einiges dazu zuwege gebracht hätten und der Schwierigkeiten im eigenen Lager Herr geworden wären, wolle man weiter reden. Wobei dann noch, unausgesprochen oder nicht, dahinter die stete Bereitwilligkeit lauert, den österreichischen Deutschen, so sie das alles nicht bewältigten, den Vorwurf habitueller Schlappheit zu machen. Als bei der letzten Tagung des Ausschusses des Vereins für Sozialpolitik ähnliche Forderungen und Anregungen laut wurden, hat der Wiener Historiker Ludo Hartmann darauf geantwortet: „Es wäre sehr schön, wenn wir es leisten könnten. Das ist aber vollständig unmöglich... Das ist nicht ein Mangel an Energie, das ist nicht ein Mangel an Wollen, sondern das ist ein Mangel an Möglichkeit." An Möglichkeit: selbst wenn man Ungarn beiseite läßt, das sein Schwergewicht bisher doch nur sehr selten zugunsten der Deutschen in die Wagschale gelegt hat und sich allein auf die westliche Reichshälfte beschränkt, bleiben sie 10 Millionen unter einer Bevölkerung von 28 Millionen. Kann man im Ernst diesen 10 Millionen Deutschen zumuten, einen Staat aus den Angeln zu heben, wenn Zweidrittel seiner Bürger, die andern Blutes sind, sich dem mit Hand und Fuß widersetzen? Wenn den slavischen dann noch allerhand andere Interessen und Kräfte sich gesellen, die durch das psychologisch überaus klug berechnete Spiel mit dem Begriff der Souveränität, der angeblich gefährdeten (in Wirklichkeit denkt kein Mensch sie anzutasten noch antasten zu lassen), immer neue Hemmungen und Widerstände aus dem Boden zu stampfen wissen? Und schließlich sind die österreichischen Deutschen doch auch nicht, ohne Schaden zu nehmen, durch das letzte volle Jahrhundert von Deutschland aus-

geschlossen gewesen. Zuerst hatte Metternich, obschon er selber aus dem Reich stammte, sie vom Reich getrennt, hatte Universitäten und Presse geknebelt und jede freiere geistige Regung gemeuchelt. Die Sturmwoge von 1848 spülte ihn fort. Aber auch in Oesterreich folgte, nur noch engherziger und härter als in Preußen, auf die Revolution die Reaktion und in ihrem Geleit hernach das Konkordat. Und als dann die Lüfte lauer zu fächeln begannen, kam der Trennungsstrich von 1866. Derlei verträgt auch die beste völkische Konstitution nicht ohne Fährnisse. Die österreichischen Deutschen sind ein wenig anämisch geworden, es fehlt der Zustrom frischen Blutes von draußen, und die Gebreste, die sich allemal einzustellen pflegen, wenn ein Volksstamm auf sich allein angewiesen ist, sind nicht ausgeblieben. Es wird vielleicht die wichtigste Aufgabe deutscher Zukunftspolitik sein, hier, wenn man's so ausdrücken darf, kolonisatorisch vorzugehen. Deutsche Menschen und deutsches Kapital nach Oesterreich zu leiten, hinüber und herüber geistige, persönliche und wirtschaftliche Kräfte zu tauschen. „Wir wünschen, daß dieses Deutsch-Oesterreich von Ihnen endlich in Entreprise genommen wird", rief auf der Ausschußsitzung des Vereins für Sozialpolitik der beiläufig sozialdemokratisch gerichtete Ludo Hartmann, „denn ohne dies geht die Sache nicht." Der Sitzungsbericht verzeichnet dahinter: „Heiterkeit". Das ist überhaupt die Art, wie dergleichen Hilferufe aus Deutschösterreich im großen Durchschnitt bei uns aufgenommen werden. Die Wohlwollenden lächeln, ein wenig belustigt, ein wenig staatsmännisch überlegen. Die anderen hören gar nicht erst hin oder sie türmen Einwände über Einwände auf, um jede Erörterung, jede Verständigung, jeden Erfolg von vornherein zu erschlagen. So ist im ganzen auch die Debatte über die wirtschaftliche Annäherung bei uns geführt worden. Selbst (den man doch als grünes Holz hätte ansprechen dürfen) vom Verein für Sozialpolitik. In seinen vorjährigen „Schriften" sollte gewissermaßen die deutsche volkswirtschaftliche Wissenschaft als Gesamtheit ihr Urteil abgeben. Und was kam dabei heraus? Auf bald tausend Druckseiten ein Bündel Bedenken. Die Hemmnisse, die jedem von uns, der sich mit diesen Dingen beschäftigt hat, ohnehin vertraut waren, wurden aneinandergereiht und, mit Zahlenreihen aus den Handelsstatistiken ausstaffiert, in Kategorien gebracht: eiskühl, dem Leben abgekehrt, ohne eine Spur innerer Anteilnahme an den Geschicken der Volksganzheit, die sich doch nun einmal nicht auf die Grenzen unseres Reichs beschränkt. Mitunter hatte man fast das Gefühl, als wäre aller gelehrter Scharfsinn nur aufgeboten, um eine von Anbeginn feststehende Meinung wissenschaftlich zu umkleiden.

Und was so selbst auf den Höhen akademischer Auseinandersetzungen, um die, nehmt alles nur in allem, doch eine reinere Luft weht, nicht verschmäht ward, wird in den Niederungen der Politik erst recht un-

gescheut geübt. Immer wieder wird einem hier als höchster der Trümpfe das Argument entgegengetragen: ob man denn die Selbständigkeit und die Souveränität der Staaten zu brechen gedächte? In Wahrheit besönne, in einem neuen Zollparlament uns mit Serben und Kroaten, mit Wallachen, Slovenen und Tschechen zusammenzuspannen? Die so reden, vergessen ganz, daß, wie die Geschichte des deutschen Zollvereins erweist, ein Zollbund auch auf rein völkerrechtlichen Wegen begründet und durch Jahrzehnte bei Blühen und Gedeihen erhalten werden kann. Im deutschen Zollverein hat durch nahezu 40 Jahre, von 1828 bis 1866, das liberum veto seiner Mitglieder bestanden. Erst 1867, als seine Tage sich bereits dem Ende zuneigten, wurde ein Zollparlament und ein Zollbundesrat geschaffen, in denen dann natürlich über vorkommende Streitfragen durch Mehrheitsbeschlüsse entschieden wurde. Mit alledem wird der Kern des Problems nicht getroffen. Es handelt sich da ganz einfach um ein politisches Ding und die Gründe für den Zollverband bestehen am letzten Ende in den Daseinsbedingungen des deutschen Volkes selbst. Arthur Spiethoff, der Nationalökonom der Prager deutschen Universität, nebenbei selber ein geborener Reichsdeutscher, hat diese Gründe kürzlich scharf und schneidend herausgearbeitet: „Wollen die Reichsdeutschen die Deutschen Oesterreich-Ungarns dem Weg der Holländer, Vlamen und Schweitzer aussetzen, oder soll ein Verhältnis wie zwischen Süd- und Norddeutschen herbeigeführt werden? Die Vollendung liegt im Schoße einer längeren Entwicklung, die Entscheidung fällt jetzt. Zu Beginn des Krieges erwartete man in Deutschland, der amerikanisch-japanische Gegensatz werde die Union auf Deutschlands Seite führen. Namentlich des Vorkämpfers der weißen Rasse, Roosevelt, glaubte man sicher zu sein. Die Amerikaner sind Engländer und fühlen englisch, und dem kann Deutschland schlechterdings nichts entgegenstellen. Die Welt bietet für Deutschland nur einen ähnlichen Stützpunkt: die Deutschen in Oesterreich-Ungarn. Die Verbindung mit der Nachbarmonarchie darf deshalb nicht ausschließlich mit Augen angesehen werden, denen die handelspolitischen Ausbeutungsfähigkeiten des Marktes als Wertmaßstab gelten. Ein völkischer Gewinn und eine weltgeschichtliche Entwicklung steht in Frage, für die selbst handelspolitische Gegenwartsopfer kein zu teurer Einsatz wären.“

Aber es ist etwas Merkwürdiges um diese deutsche Art Politik zu treiben. Sie sieht eigentlich allemal den Wald vor Bäumen nicht. Und auch die vor anderen sich realpolitisch gebärden, horsten im Grunde in Wolkenkuckucksheimen und der kühn über alle Meere schweifende Blick verliert nur zu leicht sich in Nebelfernen. Ins Unförmliche, gar nicht mehr Übersehbare schwoll die Flut der Schriften, die sich forschend und werbend der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

der Vlamen zuwenden. Mit der Zukunft Deutschösterreichs sich zu befassen, gilt der Mehrzahl der Reichsgenossen auch heute noch als der sentimentale Sport sonderbarer Träumer. Indem sie eifernd und streng nach „realen Garantien" für die deutsche Zukunft ausschauen, übersehen sie leicht die allerrealste: das deutsche Volkskapital, das vor unseren Toren liegt. Stößt man sie aber mit Macht darauf, so dünkt es sie der politischen Weisheit letzter Schluß, die Stimme zum Flüsterton zu senken: das seien doch innere Angelegenheiten eines fremden Staates, von denen schon Bismarck gelehrt hätte .... Schließlich müsse man sich auch hüten, Tschechen und Slovenen gar zu arg vor den Kopf zu stoßen. Dieselben Tschechen, die sich bekanntermaßen nie geniert haben, uns ihren Todhaß ins Gesicht zu schreien. Ob wohl noch eine andere Nation, wenn ihr an einer langgestreckten Grenze zehn Millionen Volksgenossen lebten, es fertig bekäme, mit so erhabener Gleichgültigkeit an deren Geschicken vorüberzugehen? Es steht ja nicht so, daß, weil sie in Stürmen sich als treu erwiesen, die Deutschen Oesterreichs nun in alle Zukunft ungefährdet sein müßten. Selbst wenn Panslavismus und Neoslavismus im Krieg erschlagen worden wären, was sie nicht sind — ein anderer Hannibal steht vor den Toren: der „Austroslavismus", die friedliche Durchdringung Oesterreichs durch das Slaventum. Der Krieg, der die Deutschen vielfach zerrieb, hat zumal die Tschechen aus Gründen, über die erst im Frieden zu reden sein wird, ja nur leise gestreift. An Zahl kaum ernstlich geschwächt gehen die ohnehin volkreicheren aus ihm hervor, und es fehlt leider selbst unter den Deutschen nicht an Leuten, die gewillt scheinen, aus kurzsichtigem Parteiegoismus oder weltfremder Verliebtheit in staatsrechtliche Theorien ihnen den Weg zu weiterem Vordringen zu bereiten. Die ganz ernstlich die Verstärkung des allgemeinen Wahlrechts durch den Proporz betreiben, was in der Übertragung auf die eigenartig gelagerten österreichischen Verhältnisse bedeuten würde, daß nun auch allenthalben in den deutschen oder vorwiegend deutschbesiedelten Kronländern die nationalen Minderheiten mit ihren Listen eindrängen, und selbst Wien vor slavischer Überflutung nicht mehr sicher bliebe. Schon heute gibt es dort in einzelnen äußeren Bezirken an die 60 von Hundert Tschechen. Bisher wurden sie — ich sprach schon früher davon — spätestens in der zweiten Generation eingedeutscht. Die Aussichten, die das Proportionalwahlrecht ihnen liehe, würden ein Ansporn zur Agitation bilden, zur Gruppenbildung, zum völkischen Beharren und sich Durchsetzen. Und den Weg, den Prag gegangen, würde auch Wien, würde nach und nach leicht ganz Niederösterreich gehen.

Hat man sich eigentlich in Deutschland einmal klar zu machen versucht, was eine solche friedliche Eroberung Oesterreichs durch das Slaventum uns bedeuten müßte? In welche harte Lebensnot auch

unser eigenes stolzes Reich geriete, wenn in einer früheren oder späteren Zukunft in Ost wie Süd die slavische Woge mit dem ganzen heißen Ungestüm jugendlicher, noch unverbrauchter Völker unsere Grenzen umbrandete? Und ist man sich nie bewußt geworden, welche Kräfte — und zwar nicht bloß ideelle, geistige, obschon auch die nicht zu verachten wären, sondern durchaus gegenständliche, politische — dem deutschen Wesen dadurch zuwuchsen, daß in der vielsprachigen Donaumonarchie und durch sie bis tief hinein in den Balkan, der zum großen Teil von ihr seine Bildung bezog, das Deutsche bislang die Kultursprache war, das einzige Verständigungsmittel, zu dem wohl oder übel auch die Hasser und Feinde greifen mußten, wenn sie miteinander in Verkehr und Austausch zu treten wünschten?

Es ist eine Lieblingsvorstellung, mit der deutsch-österreichische Patrioten gerne spielen: das alte Hohenstaufenreich in neuen, verjüngten, unserer Zeit und ihren Bedürfnissen angepaßten Formen wieder auferstehen zu lassen. Nicht mehr als ein Reich, dessen entferntere Glieder für den Arm der Regierung damals nicht zu erreichen waren und es auch heute nicht wären. Aber die Hohenstaufenidee nun verwirklicht durch zwei Monarchien — das Hohenzollernreich im Norden, das Habsburgerreich im Süden — jede mit ihren Sonderaufgaben, für die eine jahrhundertlange Entwicklung sie erzog. Doch nach außen hin vereint und im Innern getragen von dem Bewußtsein der gleichen geschichtlichen Sendung: „Oesterreich und Deutschland als die starken und einigen Brüder des deutschen Hauses“. Eine Sonntagsidee? Vielleicht. Aber eine, der im politischen Werktag Gestalt zu geben immerhin sich lohnte. Schon der Versuch zu solcher Ausgestaltung müßte freilich in dem Augenblick ersterben, wo die österreichischen Deutschen wieder in die Aschenbrödelstellung zurückgedrängt würden, die ihnen nach Taaffes Vorgang von 1878 bis 1898 und bisweilen auch später noch zugewiesen ward.

* * *

Brauche ich nach allem noch ausdrücklich zu sagen, worin der Sinn der waffenbrüderlichen Arbeit zu bestehen hat? Mir scheint, er läßt sich auf eine ganz kurze Formel bringen: Stärkung, Förderung, Unterstützung derjenigen Elemente und Hand-in-Hand-arbeiten mit ihnen, die in diesem Kriege die Monarchie über die Fährnisse hinweggetragen haben. Daß man zu solchem Ende verschiedene Wege gehen kann und wohl auch gehen muß, weiß ich nur zu gut. Die waffenbrüderlichen Vereinigungen sind einer von diesen Wegen. Daneben werden die Organisationen, die den wirtschaftlichen Anschluß betreiben, nicht zu missen sein. Und auch unser alter deutscher Schulverein, den man jetzt Verein für das Deutschtum im Ausland heißt, kann, wie in der

Vergangenheit so in Zukunft gute Dienste tun. Die Hauptsache bleibt, daß das Problem nicht aus den Augen verloren wird. Daß die politisch Interessierten von hüben und drüben zusammenkommen, einander und die Lebensbedingungen ihrer Staaten kennen lernen und die so gewonnene Einsicht in immer weitere Kreise leiten. Vornehmlich uns im Reich tut es not, daß wir über die politische, nationale und soziale Schichtung in der Donaumonarchie uns endlich zu unterrichten beginnen. Ich bin sogar so kühn zu behaupten: das ist eine Lebensfrage für uns. Es kann ja sein — wenigstens versichern das jetzt manche unter den Annehmlichkeiten der Ernährungsdiktatur —, daß eine wirtschaftliche Autarkie möglich ist. Eine politische jedenfalls ist in der Epoche der großen Bünde und Machtkomplexe nicht möglich. Deutschland ohne ein bündnisfähiges und bündniswilliges Oesterreich-Ungarn wäre wie das Preußen Friedrich Wilhelms IV. eine russische Satrapie, die, je nachdem, die Gesetze ihres Daseins von Petersburg oder Moskau empfinge. Über die Bündniswilligkeit aber entscheiden in den heutigen Zeitläuften nicht nur Dynastien und Diplomaten, sondern nicht zuletzt auch die Völker. Ich will es einmal ganz schroff und ohne alle Umschweife ausdrücken. Wünschen wir auch in Zukunft unsere weltpolitische Lage und unsere militärische Sicherheit mit auf das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn zu stützen, so müssen wir mit Ernst, Nachdruck und nimmerermattendem Eifer auf die Stärkung des österreichischen Deutschtums bedacht sein. Mit ihm steht und fällt dieses Bündnis. Oder aber es vermindert sich zu einer Gelegenheitsalliance von der Art der verflossenen italienischen, die man in friedlichen Zeiten in seinen Akten hat und mehr oder weniger argwöhnisch belauert und die in der Stunde der Gefahr beim ersten Anprall zerbricht.

Reichsverlag Hermann Kalkoff ❖ Berlin W 35

Lützowstraße 89/90 ❖ Fernruf: Lützow 9250

Bassermann, Ernst, M. d. R., Tirpitz. — 1916. Preis 75 Pf.

Bassermann, Karola, Fürs Vaterland. Kriegsskizzen. — 1916. Gebunden Preis 2 M.

Bergsträßer, Professor Dr. L., Privatdozent der Geschichte an der Universität in Greifswald, Grundbegriffe der auswärtigen Politik. Eine Anleitung für den Zeitungsleser. — 1917. Zweite neubearbeitete Auflage. Preis 75 Pf.

Heinemann, Dr. Bruno, Berlin, und **Nzumann, Dr. J.,** Frohnau, Die feindlichen Grenzgebiete in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben. Mit 9 Kartenskizzen und Schaubildern. — 1916. Preis 1,50 M.

Jung, Arthur, Chefredakteur des Stadtanzeigers zur Kölnischen Zeitung, Die 7. Großmacht im Kriege. Ein Umblick über die Presse des feindlichen und des neutralen Auslandes und eine Untersuchung über das Wesen der Presse und ihre Bedeutung für unsere nationalen Interessen. — 1916. Preis 2 M.

Landau, Dr. Paul, Ostpreußische Wanderungen. Bilder aus Krieg und Frieden. Mit einem Vorwort von dem Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, Exz. von Berg. — 1916. Mit 20 Abbildungen. Preis 2,50 M.

März, Dr. Johannes, Die Zukunft des deutschen Außenhandels. — 1916. Preis 1,25 M.

März, Dr. Johannes, Der achte Staatssekretär für Handel, Industrie und Schiffahrt. — 1916. Preis 2 M.

Pastor, Willy, Albrecht Dürers Leben. — 1916. Mit 17 Abbildungen. Geheftet Preis 4 M., gebunden Preis 5 M.

Pastor, Willy, Der Kaiser. Ein Bildnis Wilhelms II. — 1916. Preis 1 M.

Schiffer, Eugen, M. d. R. u. A., Feinde und Freunde. Kriegsansprache am Jahrestage der Völkerschlacht von Leipzig. — 1916. Preis 60 Pf.

Stresemann, Dr. G., M. d. R., Michel horch, der Seewind pfeift..! Kriegsbetrachtungen. — 1917. Zweite Auflage. Preis 3 M.

Wegweiser für das werktätigz Volk. Monatsschrift. Herausgeber Hermann Kalkoff. Jährlich 12 Hefte. Preis für den Jahrgang 1917 1,80 M. * Jahrgang 1915 und 1916 gebunden je 3 M.

Würtz, Hans, Erziehungsdirektor des Oskar-Helene-Heims in Berlin-Zehlendorf, Der Wille siegt. Erster Band: Der Kriegsinvalide. Ein pädagogisch-kultureller Beitrag zur Kriegsbeschädigtenfürsorge. — 1916. Dritte völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 42 Abbildungen. Preis 1,50 M

Würtz, Hans, Götz von Berlichingen und wir. Ein Wort an die Wetterfesten im Waffenrock. — 1916. Mit 12 Abbildungen. Preis 60 Pf.

❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

Verlag für Bevölkerungsfragen ❖ Berlin W 35

Lützowstraße 89/90 ❖ Fernruf: Lützow 9250

Dyck, Siegfried, Das eherne Lebensgesetz. Kulturelle Betrachtungen über sexuelle Probleme. — 1916. Preis 1,50 M

Robert, Friedrich, Der Geburtenausgleich nach dem Kriege. — 1916. Preis 50 Pf.



Gedruckt bei der
Imberg & Lefson G. m. b. H.
in Berlin SW.

